Frau von Staël.

Biographischer Roman

von

Amely Bölte.

Zweiter Band.

Prag, 1859.
Kober & Markgraf.
(Früher: I. L. Kober.)

Inhalt.

Frau von Staël.

Zweiter Theil.

Erstes Capitel.

Ein Besuch bei Marmontel.

Das Landhaus, welches die Familie Necker bewohnte, lag nur eine kurze Strecke von Saint Brice entfernt, welche mit Leichtigkeit zu Fuß zurückgelegt werden konnte. Oftmals lenkte Germaine ihre Schritte hierher, seit Marmontel mit seiner jungen Gattin dort seinen Wohnsitz genommen, froh der Abwechselung, welche ihr so sehr Bedürfniß war.

Madame Marmontel hatte ihren Gatten aus Neigung gewählt; doch ohne ihn zu kennen. Von ihrer Mutter nach Paris geführt, sah Fräulein von Montigny den Dichter im Hause ihres Onkels, des Abbé Morellet, und alsobald ward von den Verwandten diese Heirath vorgeschlagen.

Schon vorgerückt in den funfziger Jahren, etwas corpulent und behäbig in seinem Aeußern, hatte er dem

jungen Mädchen wenig mehr zu bieten, als seinen berühmten Namen, und dieser, vereint mit einem Aufenthalte in Paris, bestach ohne Zweifel die jugendliche Einbildungskraft. So wurde sie denn seine Gattin.

Die Kränklichkeit ihres Kindes hatte sie jetzt bewogen einen Landaufenthalt zu wählen, und in ihrer stillen Häuslichkeit war es ihr ein Gewinn, wenn ihre junge Nachbarin sie überraschte, und aus dem reichen Füllhorn ihres Geistes neues Leben um sie schuf. Auch Marmontel hatte Germaine gern. So wenig sympathetisch ihm ihr Vater war, vielleicht nur darum, weil das ernste Streben seines Lebens die Aufgaben des Dichters wie ein niedliches Kinderspiel betrachtete und demgemäß darauf herablächelte, eine Huld, die Marmontel am wenigsten verzieh; — so sehr schätzte er dagegen dessen Gattin. Madame Necker bewies sich stets rücksichtsvoll gegen die Gäste ihres Hauses, und vor Allem hütete sie sich, deren kleine Eitelkeit zu verletzen, ein Punkt, an dem sowohl die Freundschaft wie die Feindschaft weit häufiger scheitert, wie man glauben möchte.

Germaine war unter seinen Augen aufgewachsen, er liebte sie wie eine Tochter, und sah ihr jede Unbesonnenheit, auch wo sie sich an ihm persönlich verging, gern nach. Sie standen auf dem vertraulichsten Fuße mit einander und die Scherze, welche sie sich gegen ihn erlauben durfte, waren die Ursache, weshalb sie seine Gesellschaft vorzugs-

weise suchte und ihn vor seinen beiden Hausfreunden, Thomas und Raynal, so besonders auszeichnete.

Es war ein heller, sonniger Tag, als Germaine, gefolgt von einem Diener, den Weg nach Saint Brice antrat. Die Vögel sangen so lustig, die Flur war so grün, der Himmel so blau, die ganze Natur lachte sie an, so daß sie selbst in die heiterste Stimmung gerieth und mitlachen mußte.

Madame Marmontel saß vor der Thüre ihres Häuschens und hielt ihr jüngstes Kind auf ihren Knieen, während ein zweites zu ihren Füßen im Grase spielte. Sie umarmte Germaine herzlich und bot ihr einen Stuhl neben sich an; diese aber, Hut und Shawl von sich werfend, setzte sich zu dem Kinde auf den Rasen und schäkerte und lachte mit dem kleinen Wesen, als wäre sie selbst noch ein Kind.

„Sie erhitzen sich," rief Madame Marmontel ihr zu. „Sie sind schon ganz dunkelroth, liebe Germaine. Kommen Sie! Lassen Sie den Kleinen und ruhen sich aus."

„Stören Sie mich nicht, ich muß mich austoben," erwiederte sie lachend. „Sie wissen nicht, wie schwer das ruhige Leben bei uns auf mir lastet. Ich brauche Bewegung, Aufregung, ich muß etwas erleben, um mich wohl zu fühlen. Es ist jetzt alles stumm und still um mich. So lange mein Vater Frankreich regierte, hatte ich so viel zu

hoffen, zu fürchten, zu erwarten; jeder neue Morgen konnte neue Erfolge, neue Krisen bringen, und manche Nacht verging mir schlaflos in Erwartung des Morgens und der Zeitungen. Jetzt steht fast nichts darin, das mich zum Lesen reizt; — es ist Alles wie todt."

„Sie leben aber doch nicht einsam, es sind beständig Gäste bei Ihnen, Ihres Vaters Freunde kommen fast täglich!"

„Freilich! Aber sie sind alt geworden — mir viel zu alt. Ich bedarf des frischen Lebens und das verirrt sich nicht zu uns. Was zu uns kommt, steht schon mit einem Fuße im Grabe."

„Sie scherzen!" rief Madame Marmontel lachend.

„Ich scherze jetzt im Ernste," rief Germaine aufspringend und den kleinen Rasenplatz mit langen Schritten messend. „Ich scherze wie Jemand, der den Strick schon an der Kehle fühlt und den Kopf in die Schlinge zu stecken nicht Lust hat. — Es ist nur gar zu bitterer Ernst mit meinem Scherze. — Sehen Sie nur, meine gute Adele, mit welchen jungen Herrchen ich umgeben bin! Da ist mein Grimm, der freilich gar nicht grimmig scheint, er ist ein hübscher Sechziger, und hat den Kopf ganz voll von den Berichten, womit er seine fürstlichen Freunde am Nordpol ergötzen will. Mit dem ist nicht zu spaßen; denn lachen darf ein

Hofmann nicht, das schadet seiner Schminke. — Dann d'Alembert, die gute, treue Seele, welche immer noch Thränen vergießt um seine Espinasse, mit ihm darf man nur weinen, denn seine Wünsche ziehen ihn ihr nach in's Grab, in's stille, kühle Grab. — Diderot ist lange schon unheilbar krank. Thomas, die treue Seele, ist viel zu gut für diese Erde, er schreibt nur noch Leichenreden, er richtet nur die Todten, sitzt, wie ein Gott der Unterwelt, ernst, steif und stumm vor meiner Mutter, und spricht von Zeit zu Zeit: die Tugend ist doch schön; denn Sie sind Ihre Priesterin."

„Germaine, Germaine!" rief Madame Marmontel, vorwurfsvoll den Kopf wiegend, aber dennoch herzlich lachend über die ausgelassene Laune des Mädchens.

„Dann bleibt noch Raynal," fuhr diese fort, ohne sich durch die Mahnung stören zu lassen. „Er ist ein neuer Christus, ein Prediger der Wüste; der aber nicht aufbauen, der nur umstürzen will. — Was ist, ist schlecht, und wie es besser werden solle, dazu zuckt er die Achseln. Mit dieser Lehre kann ich mich nicht befassen. Ich will genießen, glücklich sein, will hoffen, wünschen, mit der Menschheit streben, und das kann nur die Jugend thun; denn sie hat eine Zukunft, kann die Saat noch reifen sehen und streut sie darum muthig in die Erde."

„Sie müssen sich verheirathen," rief Madame Mar-

montel. „Sehen Sie hier mein Kind, das ist die rechte Saat. Hier finde ich Hoffnung, Zukunft, alles was Sie wollen." Sie hielt ihr den Säugling hin.

Germaine streichelte seine Wangen und sagte dann, mit einem schelmischen Blicke auf dessen Mutter: „Sie wollen mich zur Proselytin eines Glaubens machen, der alt ist, wie die Welt; doch hält er hier nicht Stich. Ich will für mich erst da sein, dann für Andere. War nicht auch ich ein Kind? Und jetzt, herangewachsen, soll die Welt mir erst gewähren, was sie mir schuldig ist, ich will des Zeitgeists Flügel heben helfen, damit er mich in seinem Fluge mit fortreißt; will dem, was er bezweckt, mich beigesellen, und mit genannt sein, wo er Thaten fordert. Der Menschheit Leid und Freud zu theilen, ist des Menschen Loos. Sich dem entziehen, nenne ich arm sich machen, sein Herz verengen, statt es zu erweitern. — Den Mutterpflichten alle Anerkennung; allein ich will erst Mensch, dann Mutter sein."

„So lebhaft, meine junge Freundin?" rief hier eine Stimme hinter ihr, und Marmontel trat vor und hielt ihr seine Hand zum Gruße hin. Sein rundes Gesicht glänzte von der Wärme des Tages, seine Perrücke war etwas verschoben, und die ganze Gestalt hatte etwas überaus Komisches. Schnell vom Ernst zum Scherze übergehend, bückte sich Germaine, nahm ihren weggeworfenen Hut auf,

setzte ihn dem Dichter auf das Haupt und brach dann in ein lautes Gelächter aus.

Marmontel ging auf den Scherz ein und machte ihr eine zierliche Verbeugung.

„Aber, was seh' ich!“ rief Germaine jetzt plötzlich. „Diese Knöpfe an Ihrer Weste, jeder so groß wie ein Laubthaler, sind ja prächtig! Lassen Sie mich sie näher betrachten! Wahrhaftig, die Metamorphosen des Ovid! Oeffentlich wagen Sie diese zur Schau zu tragen, unter der Regierung eines so tugendhaften Königs, wie Ludwig XVI., während Rom den Dichter deshalb aus seinen Mauern verwies? — Gesetz und Recht, seid ihr denn bloße Namen? — Und Sie, mein ehrbarer Dichter, warum auch wählten Sie die lockern Gebilde, wo Andere die römischen Kaiser auf ihren Knöpfen tragen, und ihren Kindern politische Geschichte an diesem schönen Metall mit Fingern abzählen lassen. Da Sie die Mode einmal mitmachen wollten, so hätte ich, an Ihrer Stelle, noch einen kleinen, geheimen, pädagogischen Nutzen damit verbunden.“

„Ein Dichter darf nicht praktisch sein,“ rief Marmontel lachend. „Wir müssen unsern Kopf ja täglich zu verlieren wissen, wie sollte er da endlich noch recht fest stehen. Sagen Sie mir nun aber, wenn ich bitten darf, welchen Vortheil der babylonische Thurm auf Ihrem Kopfe, außer seiner Höhe, noch gewährt?“

„Daß man mich nicht leicht übersehen kann," sagte sie lachend.

„Vortrefflich!" rief Marmontel. „Stets mit einer Antwort bereit. Und wenn ich mich nun zwischen Sie und die Sonne stelle, so sind Sie immer noch nicht ganz verdunkelt!"

„Weil ich dann neues Licht von Ihnen borge," sagte sie schelmisch.

„Stille, stille! Keine Persönlichkeiten; sonst wird meine kleine Frau eifersüchtig."

„Das besorgen Sie nicht. Mit der Zukunft auf den Knieen kann sie der Vergangenheit entbehren."

„Das war boshaft, Germaine!" rief die junge Frau, ihr mit dem Finger drohend.

Hier wurde ihre Unterhaltung durch die Erscheinung eines jungen Mannes unterbrochen, welcher an der Gartenpforte sein Pferd zu befestigen bemüht war und darauf mit raschen Schritten und stolzer Miene den kleinen Gang hinunter auf sie zuschritt. Aller Augen hatten sich auf ihn gerichtet.

Marmontel war zu kurzsichtig, um den Kommenden zu erkennen, bis er ihm ganz nahe war; dann aber sprang er ihm mit lebhafter Freude entgegen und erwiederte seinen höflichen Gruß mit dem Zuruf:

„Wie, Herr von Narbonne, Sie hier in meiner be-

scheidenen Behausung? Darf ich fragen, was mir das Glück verschafft, Sie in dieser ländlichen Einsamkeit zu sehen?"

„Ich habe leider mit Absicht die Ruhe Ihres Tusculum unterbrechen müssen," versetzte der Angeredete, indem er sich vor den Damen verbeugte, und dann einen Blick auf Marmontel warf, welcher die stumme Aufforderung enthielt, ihn vorzustellen.

„Meine Gattin!" sagte dieser, „und Fräulein Necker, welche, als Nachbarin, uns mit ihrem Besuche erfreut hat. „Herr von Narbonne!" fügte er dann hinzu, „Ehrencavalier der Prinzessin Adelaïde und Oberst beim Regimente Piemont. Bitte, nehmen Sie Platz!"

Der junge Mann hatte bei Nennung des Namens Necker einen forschenden Blick auf die Trägerin desselben geworfen, der dieser nicht entgangen war. Sie auch konnte ihre Ueberraschung nicht verbergen, hier diesem jungen Edelmanne so unerwartet zu begegnen, der wegen seiner Schönheit, seines Geistes, seiner Kenntnisse und seines gewinnenden Benehmens, in der Hauptstadt mit Auszeichnung genannt wurde. Forschend ließ auch sie ihr dunkles, leuchtendes Auge auf ihm ruhen, als ihr Blick dem seinigen begegnete und sich davor zur Erde senkte, während Purpurglut ihre Wangen bedeckte.

„Ich komme im Auftrage des Marschalls von Du-

ras," begann Herr von Narbonne wieder, „um Sie in seinem Namen zu ersuchen, Herr Marmontel, ihm mit einer neuen Arbeit von Ihnen zu dienen. Er wünscht diese in Fontainebleau aufzuführen, während der Anwesenheit des Großfürsten von Rußland. Außerdem möchte er unsere Königin sehr gern durch eine neue Oper überraschen, deren Entstehung ihr ein Geheimniß wäre; und, soll es ihr Freude gewähren, so muß es ein Werk von Ihnen sein. Darf ich der Ueberbringer einer gewährenden Antwort werden?"

„Es wird mir natürlich zum besondern Vergnügen gereichen, dem Wunsche des Herrn Marschalls zu entsprechen, doch weiß ich freilich noch nicht, wie bald mir das möglich sein wird," sagte Marmontel, sich höflich verbeugend. „Ich arbeite jetzt noch an einer neuen Oper gemeinschaftlich mit Piccini, der darum auch hier draußen bei mir wohnt; wenn wir damit fertig sind, werde ich dem Herrn Marschall unsere Arbeit vorlegen. Wir erwarten viel Gutes davon; aber man kann sich täuschen. Der Meister überschätzt gar leicht sein Werk."

„Das wird bei Ihnen eine Sache der Unmöglichkeit sein," erwiederte Narbonne mit jener verbindlichen Höflichkeit, wie sie der gute Ton der damaligen Zeit erforderte. „Darf ich den Namen erfahren, welchen diese Oper führen wird?"

„Dido heißt sie.“

„Ein viel versprechender Titel. Und wie bald dürfte sich der Herr Marschall schmeicheln, von Ihnen über deren Vollendung zu hören?“

„Sagen Sie ihm, bitte, daß ich es überlegen wolle, und ihm nächstens persönlich darüber Bericht erstatten würde. Versichern Sie ihm außerdem meine Ergebenheit und mein aufrichtiges Vergnügen, ihm dienen zu können.“

„So wäre mein Auftrag befriedigend ausgerichtet, und ich darf froh sein, daß mir eine so günstige Antwort zu überbringen bleibt,“ versetzte Herr von Narbonne verbindlich. „Mein guter Stern scheint mich überhaupt geführt zu haben; denn, was ich lange schon ersehnte, mich der Familie Necker vorstellen zu dürfen, ist hier wenigstens theilweise in Erfüllung gegangen. Gestatten Sie mir, mein Fräulein, Ihnen aussprechen zu dürfen, wie sehr ich Ihren Herrn Vater verehre und bewundere, und stolz sein werde, ihm persönlich meinen Respect bezeugen zu dürfen.“

Nach dieser Anrede erhob Germaine ihr dunkles Auge von Neuem, während ein Strahl der Freude über ihr Antlitz glitt, der es sonnenhell verklärte.

„Sie erfreuen mich, indem Sie meinen Vater ehren,“ erwiederte sie dann. „Jedes Wort des Lobes, das Sie ihm spenden, fällt auf mein Herz.“

„Dann, fürchte ich, werden Sie mich doppelt beredt finden," erwiederte Herr von Narbonne mit feinem Lächeln, „denn auch die Tochter des berühmten Necker ist mir schon lange nicht mehr unbekannt, trotzdem daß ich nie so glücklich war ihr zu begegnen."

Germaine sah den jungen Mann überrascht an. Die Gewandtheit seiner Antwort, gepaart mit jener leichten, sichern Art des Ausdrucks, die der Verkehr der großen Welt verleiht, stach merklich ab gegen das steife, pedantische Benehmen, welches im Hause ihrer Eltern eingeführt war. Sie fühlte sich höchst angenehm davon berührt und wünschte sehnlichst in den Ton mit einzustimmen.

„Wir besitzen einen gemeinschaftlichen Bekannten, welcher mir Ihren Namen oft genannt hat," nahm sie das Wort.

„Sie meinen Condorcet? — den Freiheitsschwärmer. Er wird nicht freigebig in meinem Lobe gewesen sein; denn er war unzufrieden, daß ich nicht mit ging nach Amerika, als die Blüthe unseres Adels dahin auswanderte, um für eine Freiheit zu kämpfen, welche uns wenig kümmerte."

„Wenn nicht die Sache, doch die Idee," fiel Marmontel ein.

„Für diese konnte ich auch hier mich schön erwärmen, denn es herrscht in Frankreich so viel republikanischer Geist, daß wir ihn auswärts nicht zu suchen

brauchen.* Das Vaterland bedarf wahrlich unserer besten Kräfte, um sich aus seinem Verfall zu erheben! Was Ihr Herr Vater in dem Bezug für uns gethan, Fräulein Necker, ist weit dankenswerther, als alles Kämpfen in der andern Hemisphäre, womit ein Lafayette, Ségur und Montmorency uns blenden wollen; doch ohne uns zu nützen."

„Ich weiß nicht, Herr von Narbonne, ob ich diese Ansicht unterschreiben darf," nahm Germaine das Wort, während ihr Auge, dem eigenen Gedankenfluge folgend, ihre Umgebung vergaß und begeistert erglühte. „Die Geschichte hat kein Beispiel aufzuweisen, daß die Unterthanen eines unumschränkten Monarchen einen Freiheitskampf mitmachen durften und dafür in der Heimath als Helden betrachtet wurden, welche man nicht genug bewundern konnte. Diese Eigenthümlichkeit giebt viel zu denken. Sie verräth den schlummernden Geist, der, dem Erwachen nahe, was er jetzt unbewußt geäußert, einst grundsätzlich vollbringen kann! — Ließe man nicht blind der Zukunft entgegen, so würde man diese Helden, als Verräther an einem Prinzip, das die Basis monarchischer Staaten ausmacht, geköpft haben. Aber man sieht den Abgrund nicht, an dem man wandelt. — Wie die Bewohner Trojas dem Worte Laakoon's ihr Ohr verschlossen, so auch beachtet

* Narbonne's eigene Worte.

man hier kein warnendes Zeichen, so hofft und wünscht man fort und fort, und spielt mit der Gefahr, bis sie, riesengroß über den Häuptern emporgewachsen, verschlingen wird, was sich ihr entgegenzustellen wagt. Wir rufen selbst das Schicksal auf uns herab."

„So sind wir einverstanden!" versetzte Narbonne, der, während sie gesprochen, das Auge nicht von diesem wahrhaft geistig durchglühten Angesicht abgewendet. — „Wenn ich behaupte, es gäbe genug republikanischen Geist in Frankreich, so meine ich damit eine Gesinnung, wie Sie und ich sie hegen, Fräulein Necker, ein Wunsch nach Reform, nach Institutionen, welche das Volk ermächtigen, an der Regierung Theil zu nehmen, und die Hand des Hauptes zu binden, wenn sie nach Laune den Lebensfaden abschneiden und über das Geschick von Millionen gedankenlos entscheiden will. — Um diesem Ziele zuzustreben, braucht man nicht in Amerika zu kämpfen, um Anderen jene Berechtigungen zu gewinnen, die wir für uns selbst zuerst gewinnen sollten. Ist das nicht Ihre Ansicht auch?"

Er sah sie fragend an. Statt aller Antwort rannen langsam zwei große Thränen über ihre Wangen. — Das Sie und Ich in seiner Rede hatte eine wunderbare Wirkung auf sie hervorgebracht. Die Theilnahme für die Bestrebungen der Völker nach freieren Gesetzen, die er in ihr suchte, hegte sie wirklich, ihre Ansichten darüber waren

durch das Studium der Geschichte und des Geistes der Gesetze von Montesquieu gereift; doch schlummerten sie noch in ihr, ohne ein Ziel gefunden zu haben, in dem sie sie thatsächlich üben konnte. Durch seine Worte war ihr dies Ziel mit einem Male nahe gerückt. Nicht schwärmen sollte sie für die Freiheit von Nationen, die sie nur dem Namen nach kannte; sondern für den Boden, auf welchem sie wandelte, diese Freiheit erstreben zu helfen, war ihr Beruf.

Verwirrt fühlte sie jetzt seinen Blick auf ihr ruhen.

„Ihre Worte haben mich tief ergriffen, Herr von Narbonne," sagte sie halb beschämt. „Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen die Antwort einen Augenblick vorenthielt. Es mußte mich überraschen, daß ein junger Mann Ihres Standes, in Ihrer Stellung, mit mir im Punkte politischer Gesinnung eine Uebereinstimmung suchte. Es ist ein hohes Glück, ganz unverhofft von einem Andern das ausgesprochen zu hören, was wir uns selbst noch kaum bekannt."

„Und doch ist dies der gewöhnliche Fall bei einer eingestandenen Liebe," sagte Narbonne mit bedeutsamem Blicke, „warum also auch nicht bei einer ausgesprochenen Gesinnung?"

Germaine wurde unruhig und verlegen. Sie sprang auf und wandelte rasch in dem kleinen Garten auf und ab,

dann nahm sie ihren Platz wieder ein. Herr von Narbonne war ihr mit seinem Auge gefolgt.

„Wollen Sie meine Fürsprecherin bei Ihrem Herrn Vater sein, wenn ich bitte, mich ihm vorstellen zu dürfen, Fräulein Necker?" fragte er sie.

„Es wird dessen nicht bedürfen, Herr von Narbonne, wo der Name so laut für Sie redet."

„Vielleicht können Sie Herrn Necker noch hier begegnen, denn er kommt gewöhnlich seine Tochter abzuholen," fiel Marmontel ein.

„Da erinnern Sie mich noch zur rechten Zeit, daß ich aufbrechen sollte," rief Germaine. „Mein Vater hat mir Rendez-vous auf halbem Wege gegeben, und läßt Ihnen sagen, lieber Marmontel, daß es Ihrer Gesundheit ganz vortrefflich bekommen würde, wenn Sie mich so weit zurück begleiteten und ihm einen guten Abend wünschten. Da Sie aber einen Gast haben, so will ich Sie dieser Verpflichtung sogleich entbinden, Ihnen dafür aber auferlegen, meinen Vater im Laufe des morgenden Tages zu entschädigen."

„Der Gast gestattet es nicht, hier als Vorwand zu dienen, um Herrn Marmontel der angenehmen Pflicht zu berauben, Fräulein Necker zu begleiten, und wenn Sie es ihm gestatten, so wird er selbst so glücklich sein, dieses Stück Weges in Ihrer Gesellschaft zurückzulegen," sagte Narbonne.

„Es ist leicht, seine Einwilligung zu geben, wenn man nach jeder Richtung hin der Gewinnende ist,“ sagte Germaine heiter und erhob sich.

Die ganze Gesellschaft brach nun auf.

Herr von Narbonne führte sein Pferd am Zügel und wandelte neben Germaine. Die Unterhaltung war Anfangs einsilbig und bezog sich auf gleichgültige Dinge; nach und nach aber minderte sich ihre Befangenheit, so wie sie sich dem Strome der eigenen Gedanken überließ.

Die Sonne stand am westlichen Himmel einer mächtigen Feuerkugel gleich, ein dickes Gewölke lagerte sich davor und sandte dann und wann leuchtende Blitze; von den Wiesen stiegen feuchte Dünste auf und zerflossen vor den Nahenden gleich fliehenden Traumgestalten; die Blumen sandten ihre Wohlgerüche, indem sie ihre Kelche schlossen; die ganze Natur athmete jene das Scheiden des Tages begleitende Ruhe.

Das dunkle Auge des Mädchens gewann einen sanfteren Ausdruck, indem es sich dem stillen Walten der Natur zuwandte. Mächtig, wie alles sie bewegte, wirkte auch die Schönheit dieses lauen Sommerabends auf sie, während ihr zur Seite ein junger Mann wandelte, der als das verkörperte Ideal aller ihrer Jugendträume erschien. — Thränen drangen in ihre Augen; und doch hätte sie wieder nur lachen mögen. — Sie wußte sich nicht zu fassen und

verstand sich selbst nicht in diesem Chaos widerstrebender Empfindungen.

„So gedankenvoll?“ fragte Herr von Narbonne nach einer Pause.

„Ich betrachte die Natur in diesem trügerischen Frieden!“ erwiederte sie, wie abwesend. „Sehen Sie jene Wolke dort; in ihr ruht der Blitz, wie in der Seele des Menschen die Leidenschaft. Nur des zündenden Funkens bedarf es, nur des Wortes, das den rechten Punkt berührt, und unsere Empfindungen übersteigen ihr Maß, unser Wille zügelt sie nicht mehr.“

„Wüßte ich doch dies Wort zu sprechen!“ warf Narbonne ein. Sie beachtete diese Erwiederung aber nicht, und ihre Hände wie in Andacht über ihrer Brust faltend, fuhr sie fort:

„Schöpfer dieser schönen Natur, laß Deine Hand segnend auf mir ruhen und beschütze mich! Denn ich selbst bin dazu unvermögend. Wenn das Glück an meine Thür klopft, so werde ich sie ihm öffnen; denn meine ganze Sehnsucht ist nach Glück; aber wie es mir kommen wird, das weiß ich nicht, und mir bangt vor seinem Erscheinen. Drohend steht es vor meinem Auge, wie jene Wolke dort mit ihren Schloßen und verborgenem Grollen. Ach! Ich weiß es, es wird mich zermalmen, und nie, nie wird es mir beschieden sein, leichten Sinnes über die Erde zu wandeln,

ein fröhliches Kind des Augenblickes. — Ich habe zu viel Ernst in meiner Seele und thue dabei stets, was mich im nächsten Augenblicke reut."

Die letzten Worte hatte sie so leise vor sich hin gesprochen, daß sie dem Ohre ihres Nachbars unverständlich waren.

„Sie reden mit den Wolken des Himmels," sagte Herr von Narbonne scherzhaft, „die Ihnen freilich nicht widersprechen können, und vergessen darüber einen Sohn der Erde, welcher nach Worten von Ihren Lippen geizt!"

„Verzeihen Sie mir!" versetzte Germaine, ihre Zerstreuung gewahrend, „ich bin so einsam aufgewachsen, habe keine Jugendgefährten gehabt, bin auch noch so viel allein, daß ich mich daran gewöhnen mußte, meine Gedanken vor mir selbst auszusprechen, und dem Klange meiner eigenen Worte zu lauschen. Ich denke sehr lebhaft, und hege ein großes Bedürfniß nach Mittheilung."

„Wobei man gewinnen könnte, wenn Sie ein menschliches Ohr den Elementen vorziehen wollten."

„Sie spotten, Herr von Narbonne, und, was schlimmer ist, ich fühle, daß ich diesen Spott verdiene."

„Man wird, ohne eine Indiscretion zu begehen, auf diese Weise in den geheimsten Falten ihres Herzens lesen können," versetzte der junge Mann schalkhaft.

„Leider wird nichts leichter sein," sagte Germaine, plötzlich in einen Ton des Scherzes überspringend; „denn ich bewahre meine Geheimnisse schlecht. Es ist meine Natur,* Alles auszuplaudern."

„Der kleine Gott verbietet das jedoch; wo er redet, werden Sie schweigen müssen! Er hält den Finger auf den Mund."

„Den Zwang lasse ich mir nicht gefallen, dazu ist zu viel Freiheitstrieb in mir!" sagte sie lachend.

„Ach! Dann mißverstehen Sie die politische Freiheit, wie die Meisten. Die freie Verfassung fordert die größte Selbstbeherrschung des Individuums. Macht man selbst die Gesetze, so darf man sie auch selbst am wenigsten übertreten! Wer nicht gehorchen kann, wer ein Gesetz umgehen will, paßt nicht in eine freie Staatsverfassung."

„So bin ich gleich verbannt; denn — ich bin ich; daß ich es nur gestehe. Es ist mir schrecklich, zu müssen und zu sollen."

„Es wird ein Meister kommen, der Sie auch darin unterweist. Oder kennen Sie ihn schon?"

„Durch die Dichtkunst, freilich!" sagte Germaine scherzend. „Wenn ich auf den Spitzen des Lebens wandele und der gesteigerten Empfindung für alles Gute und

* C'est ma nature ainsi — ihre stehende Rede.

Schöne nachgehe, dann ahne ich das höchste Glück, und nenne es die Liebe."

„Und der Gegenstand, welcher sie Ihnen verkörpert entgegentragen soll, wäre Ihrem Auge noch nicht begegnet?" fragte Herr von Narbonne, indem sein Blick sich tief in den ihrigen senkte.

Germaine wollte so eben hierauf eine Antwort ertheilen, als Necker aus einem Seitenpfade hervortrat, und mit einem freudigen Ah! die Gesellschaft begrüßte. Seine Tochter hing sich nun sogleich an seinen Arm, und wartete nur ab, bis er mit Marmontel einige Worte gewechselt, um ihm dann Herrn von Narbonne vorzustellen. Necker hatte nichts Verbindliches in seinem Wesen, und dem jungen Adel gegenüber, dessen Uebermuth er kannte, und dessen herablassendes Wesen ihn beleidigte, warf er sich gewöhnlich auf eine Art in die Brust, die ihn lächerlich machte. Der Abstand seines Benehmens zu dem der Cavaliere des Hofes, trat dadurch desto greller an das Licht. Auch heute nahm er daher bei der Nennung des Namens Narbonne sogleich eine Miene an, die dem Andern andeuten sollte, daß er einer Autorität gegenüberstehe, vor der er sich beugen müsse. Herr von Narbonne wurde dadurch nicht abgeschreckt. Er kannte Necker dem Rufe nach hinlänglich, und war durch Condorcet vollkommen mit dessen Eigenthümlichkeiten vertraut, es war ihm daher, bei seiner Gewandtheit, ein

Leichtes, die steifen Formen des Andern durch sein gefälliges Wesen zu beseitigen. Außerordentlich von ihm eingenommen, drückte Necker ihm beim Abschiede den Wunsch aus, ihn recht bald bei sich zu sehen.

Während Germaine nun an der Seite ihres Vaters in die immer tiefer sich senkende Nacht fortschritt, war ihr, als berührte ihr Fuß den Boden nicht mehr, so leicht und hoffnungsvoll war ihr Sinn, so ahnungsvoll hob sich ihre Brust.

„Wie schön war dieser Tag!" wiederholte sie, und erzählte dabei, was man gesprochen, was sie Neues erfahren. Necker hörte ihr gedankenvoll zu. Die Aeußerungen Herrn von Narbonne's fanden ein Echo in seiner Brust, und er wünschte dies Thema mit dem jungen Manne weiter zu besprechen, weil dessen Standpunkt ihn zu manchen Ansichten berechtigte, welcher die ganze Sache neu beleuchtete, und durch neuen Widerspruch auch neue Einsicht verlieh.

Germaine ließ ihn jedoch nicht lange bei diesem ernsten Thema verweilen; sie wußte dem Gespräche schnell eine heitere Wendung zu geben, und durch tausend Scherze und lustige Einfälle ihren Vater zu herzlichem Lachen zu reizen. In der Zufriedenheit über seinen Frohsinn steigerte sich ihre Laune dann noch mehr, und das Endresultat war ihr gegenseitiges Bemühen, sich in witzigen Geschichten zu überbieten.

Viel zu schnell für ihre Wünsche war die kurze Strecke Weges zurückgelegt und das Landhaus erreicht, wo Madame Necker sie erwartete. Die Abendmahlzeit stand schon bereit, man setzte sich an den Tisch, und mit einem Tone, welcher eine zurückgehaltene Verstimmung verrieth, fragte Madame Necker, wie es komme, daß Germaine so aufgeregt sei?

„Ich habe einen sehr glücklichen Nachmittag verlebt,“ erwiederte das Mädchen, ließ dann Messer und Gabel sinken, und brach in einen Thränenstrom aus. Die plötzliche Rückkehr ihrer Gedanken zu Herrn von Narbonne hatte diese schmerzliche Empfindung hervorgerufen; denn wie fern war er ihr in diesem Augenblicke schon, hatte Paris erreicht, Freunde aufgesucht und gedachte des Begegnens mit ihr nicht mehr, die sie Alles darum gegeben hätte, ihn wiederzusehen. Sie fühlte sich mit einem Male so einsam, so verlassen. — Erstaunt sah ihre Mutter sie an. Dieser Blick verwirrte das Mädchen vollends. Zum ersten Male durfte sie nicht aussprechen, was in ihr vorging, und bei der Offenheit ihres Wesens litt ihre Natur bei diesem Zwange einer Verheimlichung, welche die Meinung Anderer, nicht ihr eigener Wunsch, ihr abgewann. Auf das Höchste gepeinigt, sprang sie auf und eilte aus dem Zimmer.

Madame Necker seufzte. „Welch' ein unverständiges Betragen!“ rief sie aus.

„Laß sie!“ sagte ihr Gatte besänftigend. „Sie ist in einem Alter, wo sie selbst nicht weiß, was sie will, wo Gefühle in ihr erwachen, die sie sich nicht zu deuten weiß. Laß sie! Sie wird nicht anders sein, wie jedes Mädchen.“

„Ich war niemals so,“ sagte Madame Necker kopfschüttelnd.

„Weil Du die Organisation zu einer Heiligen von der Natur empfangen hattest,“ versetzte ihr Gatte.

Diese Antwort begütigte sie.

Zweites Capitel.

Die Convenienzheirathen.

Mademoiselle Necker stand auf dem Balkon ihres Hauses und schaute spähend in die Ferne. Ihre gewählte Toilette deutete an, daß sie Gäste erwarte, und ihre Miene drückte sichtlich die Ungeduld aus, mit welcher sie deren Ankunft entgegen sah.

Eine dicke Staubwolke auf der Straße, die nach Paris führte, verrieth jetzt das Kommen eines Wagens. Bei dieser Entdeckung wollte sie sich rasch umwenden und in den Salon zurückkehren, als ihr Ohr einen männlichen Schritt vernahm, und ihre Schritte anhaltend um zu lauschen, kam Herr von Narbonne ihr auch schon entgegen.

„Wie!“ rief sie erstaunt. „Haben Sie Flügel? Ich habe Niemand kommen sehen und doch sind Sie da? Das gleicht ja einem Wunder.“

„Das man gern verrichtet, um zu Ihnen zu eilen," erwiederte er, sich artig verbeugend.

„Das Compliment verliert seinen Werth, wenn ich zurückdenke, wie lange wir Sie nicht gesehen, Monsieur de Narbonne."

„Mir scheinen die Tage, an denen ich nicht nach Saint Ouen eilen durfte, fast so viele Jahre zu sein, Mademoiselle Necker."

„Sie durften nicht, doch nur, weil Sie nicht wollten?" erwiederte sie mit leisem Vorwurfe.

„Weil ich nicht konnte, sollten Sie mildernd sagen, Mademoiselle Necker."

„Und was hielt Sie so dringend fest in dem schönen Paris, wenn Sie diese Frage nicht unbescheiden finden?"

„Die Feste, denen ich mich nicht entziehen konnte. — Lafayette ist zurückgekehrt, wie Sie wissen, er wurde mit dem Großfürsten von Rußland zugleich bei Hof empfangen, es war das eigenthümlichste Nebeneinander, welches Sie sich vorstellen können. Der Repräsentant des höchsten Despotismus, neben dem Champion der unbegrenzten Freiheit! — Alle Damen waren außer sich vor Entzücken über ihn und beneideten seine Gattin um den Vorzug, ihn zu besitzen. Sie fanden sein einfaches braunes Kleid, sein schlichtes blondes Haar reizend, und betrachteten die goldgestickten Kleider, die gepuderten Perrücken, die Degen,

Schuhe und Spitzenmanschetten, mit einer Art von Verachtung. Alle wollten ihm vorgestellt sein, und Alle richteten an ihn die Frage, wie sich die Damen in Amerika kleideten, mit dem stillen Wunsche, glaube ich, durch einen solchen Anzug auch ein Theilchen von dem Ruhme zu gewinnen, welchen dieser Krieg den Kämpfern eingebracht. Sogar meine fromme Gebieterin, Madame Adelaide, schwärmt für den Helden Lafayette."

„Wie gern möchte auch ich ihn sehen!" rief Germaine aus. „Wie gern diesem Feste beigewohnt haben! — Ach! Ich muß jetzt so Vieles hier entbehren!"

„Er wird ohne Zweifel Herrn Necker aufsuchen," erwiederte Narbonne, „denn welcher Name könnte dem Ohr eines Lafayette angenehmer klingen, als der Ihres Herrn Vaters."

„Wenn wir nur wieder in Paris wohnten!" rief sie aus. „Aber nun erzählen Sie mir noch schnell etwas von den Festen. — In welcher Toilette erschienen die Damen? — Wie nahm sich die Königin aus?"

„Sehr schön, ohne Zweifel!" rief Herr von Narbonne lachend; „doch kann ich Ihnen mit Gewißheit auf diese Frage nicht antworten. Auch ich war diesmal so ungalant, nur Augen für den Helden zu haben, dessen Ruhm jetzt ganz Paris erfüllt."

„Und doch wollten Sie diesen Ruhm nicht theilen?“ fragte Germaine.

„Weil es genug Gelegenheit hier giebt, eine freie Staatsverfassung begründen zu helfen, und ich dafür besser mit meinem Kopfe, als mit meinem Degen thätig bin.“

„Sie hören also noch immer diese langen Vorlesungen bei Koch, trotz aller Feste?“

„Ich versäume sie nie, und betreibe außerdem noch sehr viele nützliche Studien. Ich lese die deutschen Dichter und die deutschen Philosophen. Wollen Sie die Sprache nicht lernen, damit wir künftig gemeinschaftlich diese Schriftsteller lesen können?“

„Wenn es der Zeit lohnt, welche das Studium kostet.“

„Ohne Zweifel. Karl V. pflegte zu sagen, der Mensch besitze so viele Seelen, wie er Sprachen verstehe, und ich begreife ihn in dieser Rede; — denn mit dem neuen Idiom gewinnen wir auch neue Anschauungen des Lebens und entwickeln uns um so vielseitiger.“

„Wollen Sie mir einen Lehrer senden?“

„Mit Vergnügen!“

Eine Pause entstand. Germaine sah zerstreut vor sich hin und des jungen Mannes Auge ruhte während dem beobachtend auf ihr.

Jetzt fuhr ein Wagen in den Hofraum.

„Das ist der Großfürst!" rief Germaine. „Ich vergaß, Ihnen zu sagen, daß er sich bei uns angemeldet. Kommen Sie in den Salon, damit wir bei seinem Empfange gegenwärtig sind."

„Ich hoffte, Sie allein zu sehen," erwiederte Herr von Narbonne. „Notabilitäten sieht man in Paris hinreichend, darum kommt man nicht nach Saint Ouen. Das Schicksal ist mir ungünstig." Er empfahl sich verstimmt.

Germaine traten die Thränen in die Augen. — Er wußte, daß seine Entfernung ihr weh that, und dennoch blieb er nicht. Konnte er sie absichtlich quälen wollen?

Indem erschien ein Diener, sie herunter zu bescheiden.

Verschiedene Fürsten Europas hatten Necker seit seiner Entlassung Anträge gemacht, in ihren Dienst überzugehen und zu diesen gehörte auch die Kaiserin Katharina. Es war daher auf ihren Wunsch, daß der Großfürst ihm heute seinen Besuch abstattete, und ihm mündlich wiederholte, wie lieb es der Kaiserin sein würde, wenn er sich jetzt noch entschließen könne, Rußland seine Kräfte zu widmen.

In seiner schlichten dunkeln Kleidung, mit jener steifen Haltung, welche ihm Würde verleihen sollte, empfing Necker den hohen Gast, und hörte ernst die Lobsprüche an, mit welchen dieser ihn überschüttete; seine Gemahlin aber wurde tief davon ergriffen, daß eine große Fürstin, welche

ihren Gatten nie gesehen, ihm diese Ehre und Anerkennung zollte; sie erbleichte und brach endlich ohnmächtig zusammen.* — Germaine, welche bescheiden neben ihrer Mutter stand, unterstützte sie und führte sie hinaus.

Necker entschuldigte den Zufall und nannte als dessen Ursache die schwere Prüfung, welche seine Stellung der zarten Gesundheit seiner Gattin zugemuthet. Wie gewöhnlich ergoß er sich zugleich in warme Ausdrücke ihres Lobes, eine Schwäche, deren er, trotz aller Spötteleien des Publikums, sich nie enthalten konnte.

Germaine kehrte indessen zu ihrem Vater zurück, berichtete, daß es ihrer Mutter besser gehe und bald darauf empfahl sich der hohe Gast, mit dem Versprechen, nächstens wiederzukehren.

Necker wanderte, als er sich mit seiner Tochter allein sah, nachdenkend im Zimmer auf und ab. — „Es ist traurig," brach er aus, „daß man in der Fremde so viel mehr geschätzt wird, wie in dem Lande, wo man sich eine Heimath gegründet hat, Frankreich bedarf meiner nicht, und doch kann ich Frankreich nicht den Rücken wenden."

„Du bist ein berühmter Mann, die ganze Welt bewundert Dich. Ich möchte gesucht, geehrt werden, wie Du es bist."

---

* Memoiren der Frau von Oberkirch.

Sie stützte ihr Haupt in die Hand und sah traurig in den Garten hinaus.

„Dir ist es leicht gemacht, Du bist meine Tochter," sagte Necker, sein scharfes Auge prüfend auf sie richtend. „Wo Du Dich zeigst, zeichnet man Dich aus, weil Du meinen Namen trägst."

Sie seufzte.

„Wir leben doch sehr abgeschieden," bemerkte sie.

„Du möchtest mehr Zerstreuungen? — Freilich, mein armes Kind, erlaubt mir meine Lage jetzt nicht, Dir diese zu bieten, die Klugheit fordert, daß ich zurückgezogen lebe und die Kränklichkeit Deiner Mutter gestattet ihr nicht, Dich in die Welt zu führen; doch Geduld! Das Schicksal kann auf andere Weise für Dich sorgen."

Germaine verstand, worauf ihr Vater hindeuten wollte. Sie schwieg, und überließ sich wachenden Träumen, bei denen Herr von Narbonne eine Hauptrolle spielte. An seiner Seite in die Welt treten, einen Namen tragen, der selbst am Hofe zu den besten gehörte, dem schönen, geistvollen, bewunderten jungen Manne zur Seite wandeln, erschien ihr als das beneidenswertheste Glück, zu dem ein Wort von ihm sie erheben konnte.

Seit sie ihn bei Marmontel kennen gelernt, besuchte er das Haus ihrer Eltern fast täglich und stand mit ihrem Vater im besten Vernehmen. Sie glaubte in seinen Augen

zu lesen, daß er Neigung für sie empfinde, doch sprach sein Mund nie das Wort Liebe vor ihr aus. Oftmals, wenn sie erwartete, daß es seiner Lippe entschlüpfen würde, seufzte er, stand auf und entfernte sich plötzlich.

Herr von Narbonne war ehrgeizig, er hegte für seine Zukunft kühne Pläne, sein stolzer Sinn strebte nach Anerkennung, er wollte in den ersten Kreisen der Hauptstadt der gesuchte Gast sein. Durch Reichthum allein behauptete er diese Stellung nicht. Der alte Adel sah die Familie Necker mit scheelen Augen an, und drückte den Stempel des Lächerlichen auf ihre Spuren. — Einem solchen Feinde widersteht kein Mann.

Germaine hatte davon keine Ahnung. Sie war in ihrem Sinne die Tochter des berühmten Necker, den Könige und Kaiser ehrten, sie war vermögend — und sehnte sich nach Ruhm und Glanz.

Des Menschen Wünsche rechnen die Hindernisse nicht, welche unsern Pfad beengen.

Langsam verstrichen ihr die Stunden, bis ein neuer Tag erschien, welcher den ersehnten Gast nach Saint Ouen führen konnte. — Germaine saß wieder auf dem Balkon ihres Hauses und schaute auf die Straße hinaus; aber der Erwartete blieb aus.

Die Besuche des Herrn von Narbonne waren seltener geworden. Das schien ein schlimmes Zeichen für die ge=

steigerten Hoffnungen. — Als er wiederkehrte, trat ihm Germaine verlegen entgegen, und schlug das Auge nieder, als wäre sie sich einer Schuld bewußt. — Sie wollte ihm nicht sagen, wie sehr sie sich nach ihm gesehnt, so lange er ohne genügenden Grund weggeblieben, und indem sie die Empfindung zurückdrängte, welche sein Anblick in ihr hervorrief, erschien sie sich unwahr und konnte das Wort nicht finden, womit sie ihn anreden sollte.

Herr von Narbonne war zerstreut und verweilte nicht lange. Mühsam behauptete Germaine ihre Fassung, so lange er blieb, als sie aber den Hufschlag seines Pferdes unten im Hofe vernahm, brach sie in Thränen aus und eilte auf ihr Zimmer, um einsam ihre getäuschten Hoffnungen auszuweinen.

Eine Geschäftsangelegenheit führte ihn in der folgenden Woche wieder häufiger nach Saint Ouen. Er pflog mit Herrn Necker Berathungen über die Gründung eines neuen Organs, das im Sinne des gefallenen Staatsmannes die Finanzen beleuchten sollte; die Ursache seines Kommens war daher keine Befriedigung für die Tochter, doch genoß sie darum nicht weniger des Vortheils ihn zu sehen. Eines Abends blieb er später da, als es sonst gewöhnlich geschah. Marmontel mit seiner Gattin hatte sich eingefunden, Thomas, der leidend war und seltener erschien, war unerwartet gekommen, und noch einige Gäste aus

Paris überraschten die Familie noch spät mit ihrem Besuche. — Germaine war außerordentlich heiter. Ihr großes Auge leuchtete, während sie lebhaft an der Unterhaltung Theil nahm. Sie sang mit ihrer schönen Stimme einige Lieder, und recitirte darauf verschiedene Poesien der besten Dichter. Das Lob, das man ihr dafür spendete, gewährte ihr um so mehr Freude, weil es ihr in Gegenwart des Mannes ertheilt ward, dem sie am liebsten durch ihre Talente zu gefallen wünschte.

Als man hierauf zu ernsterer Unterhaltung überging, wandte sich das Gespräch, wie immer, auf die neue Welt, und da man von der Poesie einen Uebergang zu dem dortigen Leben und Treiben suchte, so wurde zunächst die Frage aufgeworfen: wie sich in einem freien Staate, wo eine Gleichheit der Stände herrsche, die Ehe gestalten würde, deren Begründung andern Bedingungen unterliegen müsse, wie in der alten Welt.

Indem man diese Frage hin und her erörterte, bemerkte Narbonne, „daß man die Damen in den Colonien außerordentlich schön gefunden habe."

„Dann wundert's mich," erwiederte Marmontel, „daß unsere Helden ihre Herzen dort nicht einbüßten."

„Wer weiß, ob das nicht auch der Fall gewesen ist," gab Narbonne lachend zurück. „Sie werden uns darüber keine Bekenntnisse ablegen."

„Ich sollte denken, daß Jemand wohl eine schöne Puritanerin heimgeführt, oder heimgesandt haben würde, wenn wirklich eine ernste Neigung ihn gefesselt hätte," bemerkte Madame Marmontel.

„Die Damen in den Colonien sind viel zu streng erzogen, um mit ihrem Glauben Scherz zu treiben," nahm Thomas ernst das Wort.

„Sie vergessen stets, mein gelehrter Freund," sagte Marmontel lachend, „daß der kleine Gott nicht erst fragt, wie man getauft sei, wenn er seine Pfeile versendet. — Die Ursache muß also nach einer andern Seite hin liegen."

„Die mir sehr in die Augen zu springen scheint," nahm Narbonne das Wort. „Die meisten unserer jungen Helden gehörten den ersten Familien Frankreichs an, und sind mit dem Grundsatze auferzogen, daß eine Heirath eine Familienverpflichtung sei, welche sie Angesichts der Vor- und der Nachwelt zu lösen haben. — Wie leichtfertig sie auch in anderem Bezug sein mögen, so werden sie in diesem Punkte stets der Ueberlegung Gehör geben, die ihnen sagt, daß eine Verbindung, welche gegen die Convenienz verstößt, eine Sottise ist, die sie in den Augen der Welt lächerlich macht. — Wer den Ehrgeiz besitzt, den Ruhm in einer andern Welt zu suchen, wird sein Werk nicht dadurch vernichten, daß er eine Frau ohne Namen in unsere Gesellschaft einführt, wo man sie nie als Ebenbürtige betrachten

und mit gebührender Achtung behandeln würde. — Kein Mann von Ehre wird eine Gattin, die seinen Namen trägt, in eine so peinliche Lage versetzen wollen!"

Germaine hatte den Worten Narbonne's ein aufmerksames Ohr geliehen. Sie wurde, während er sprach, erst roth, dann bleich, und sank, als er geendet, leblos gegen die Lehne ihres Sessels. — Herr Necker war sogleich an ihre Seite geeilt, um sie zu unterstützen. Man netzte ihre Stirne mit kalter Flüssigkeit und bald darauf schlug sie das Auge wieder auf. Damit aber kam ihr auch die Erinnerung dessen, was sie so tief verletzt hatte und ihre Züge sprachen den tiefen Schmerz aus, der ihren ganzen Körper convulsivisch durchzuckte. Sie bat, sich einen Augenblick entfernen zu dürfen, ein Gang durch den Garten würde ihr wohl thun.

So wie sie das Zimmer verlassen hatte, nahm Herr von Narbonne Abschied; der kleine Kreis rückte nun näher zusammen und bald war die Störung vergessen, welche einige Minuten lang die Unterhaltung unterbrochen hatte.

Als Germaine später leise eintrat und sich dem Kreise zugesellte, gedachte Niemand mehr des Vorfalls.

Necker mußte in der Frühe des nächsten Morgens, einer Verabredung gemäß, nach Paris fahren, wo er mit Herrn von Narbonne im Kaffeehaus von Foix zusammen-

treffen wollte. — Seiner gewöhnlichen Pünktlichkeit zufolge, war er der Erste beim Rendezvous.

Wie gewöhnlich an solchen Orten, wurden auch hier die Stadtneuigkeiten besprochen und zu diesen gehörte die projectirte Heirath des Herrn von Narbonne mit der Tochter des Herrn von Montholon, ehemaligen ersten Parlamentspräsidenten von Rouen. Die junge Dame hatte von mütterlicher Seite in Saint Domingo eine Erbschaft von dreihunderttausend Livres Renten angetreten, war äußerst wohl erzogen, wie man sagte; jedoch noch nicht vierzehn Jahre alt.

Necker vernahm diese Mittheilung nicht ohne Befremden und auch nicht ohne Schmerz. Er liebte seine Tochter viel zu sehr, um nicht ein aufmerksames Auge auf alles zu haben, was sie betraf, und es war ihm daher keineswegs entgangen, wie sichtlich ihr Geist Herrn von Narbonne gefesselt, und welche Hoffnungen dies in ihr erweckt hatte. Wiederum aber konnte er den jungen Mann nicht tadeln, daß er eine Verbindung vorgezogen, welche ihm so bedeutende Vortheile bot.

Ein Vorwurf ließ sich ihm in keiner Weise machen, die Klugheit gebot also, die getäuschte Erwartung nicht durchblicken zu lassen.

Da Necker in allen Beziehungen des Lebens stets dem graden Wege den Vorzug gab, so trat er auch jetzt

seinem jungen Freunde mit offener Miene entgegen und ihm die Hand bietend, sagte er:

„Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück zu der Verbindung, welche Sie zu schließen im Begriffe stehen, Herr von Narbonne; doch hätte ich freilich eine solche Nachricht lieber aus Ihrem eigenen Munde erfahren, als durch eine bloße Stimme des Gerüchtes."

Der Angeredete erröthete bis unter die Stirne und erwiederte halb verlegen:

„Ich muß mein Unrecht in diesem Punkte zugestehen, und bitte Sie nur, überzeugt zu sein, daß es mir viel Ueberwindung gekostet hat, Sie nicht in mein Vertrauen zu ziehen. Die Gründe, welche mich davon abhielten, darf ich Ihnen leider nicht mittheilen, denn sie würden Ihnen verrathen, wie schwer mir ein Schritt ward, zu dem nicht Neigung, sondern Familienrücksichten mich veranlaßten."

„Es ist immer ehrenwerth, wenn man, aus welcher Rücksicht es auch sei, der Vernunft Gehör giebt," sagte Necker und ging hierauf zu andern Gegenständen über und so trennten sich Beide im besten Vernehmen.

Auf dem Rückwege überlegte er, ob er seiner Tochter die bevorstehende Verheirathung Narbonne's mittheilen solle, oder ob es besser der Zeit und dem Zufalle überlassen bleibe, sie damit bekannt zu machen. Er war noch unentschlossen, welchem von Beiden den Vorzug zu geben,

als sie ihm eine weite Strecke von seinem Landhause entgegen kam.

„So allein auf einsamen Wegen?“ sagte ihr Vater überrascht. „Wird man sich nicht wundern, die Tochter Necker's hier anzutreffen?“

Sie fühlte den Vorwurf, der in diesen Worten lag.

„Es ist kein moralisches Unrecht, das ich begehe,“ erwiederte sie, sich entschuldigend.

„Das reicht nicht hin, mein Kind. Wir können nicht wieder in die Wälder zurückkehren. Auch wäre das keineswegs Deine Neigung; denn im Grunde Deines Herzens bist Du ehrgeizig und trägst die Sehnsucht in Dir, eine Rolle in der Welt zu spielen. Nie aber kann man das, wenn man die Formen aus den Augen setzt.“

„Ich finde es unter meiner Würde, mich nach solchen kleinen Regeln zu richten, welche mein Verstand nicht anerkennt.“

„Weil Dein Stolz es nicht leidet,“ sagte Necker ernst. „Und doch hat diese Convenienz, diese Form, einen Werth, den weder Deines Vaters Ruhm noch seine Millionen Dir ersetzen können. Sie herrschen, wir sind ihnen unterthan.“

„Ich kann nicht leugnen, daß dem in vielem Bezug so ist,“ rief Germaine, unmuthig den Kopf aufwerfend, „aber um so mehr nur möchte ich mich dagegen empören.“

„Um desto mehr zu leiden! — Das ist Deines Verstandes unwürdig. Von Dir erwarte ich, daß Du die Mittel zum Zwecke wählst. Du findest Dein Glück nicht in der Einsamkeit, Du liebst die große Welt, Du möchtest in ihr glänzen, — so suche nun auch den Personen, die Dich dort fördern können, zu gefallen. — Indem Du jeder Laune nachgiebst, und mit tausend Kleinigkeiten gegen hergebrachte Etiquette verstößt, schneidest Du Dir ja selbst den Weg ab, den Du doch so gern wandeln möchtest. — Kein junger Mann wird wagen, Dir die Hand zu bieten, aus Sorge, daß Du ihn compromittiren könntest. — Unser Narbonne wird, wie ich höre, sich mit einem halben Kinde vermählen, das eben aus dem Kloster kommt, wo sie gelernt hat, sich dem Hergebrachten zu unterwerfen. Dir hätte er keine Vorschriften der Art machen dürfen."

„Redest Du im Ernste!" fragte Germaine erstaunt.

„Im vollen, vollen Ernste."

„Du weißt, wen er mir vorgezogen?"

„Ein Mädchen von guter Familie, das reich ist und sich seiner Einsicht fügt," erwiederte ihr Vater scharf.

Germaine ließ ihr Haupt sinken und redete kein Wort mehr. Ein nagender Schmerz wühlte in ihrer Brust, der sie um so mehr peinigte, weil ihr Auge thränenlos blieb.

Als sie in Saint Ouen anlangten, konnte sie den

Wagen nicht verlassen, sie war wie gelähmt, und man mußte sie auf ihr Zimmer tragen. — Herr Necker setzte sich vor ihr Bette und hielt ihre Hände. Mit gebrochenen Augen lag sie lange Stunden regungslos da, und schon war die Mitternacht vorüber, als endlich der Krampf ihrer Brust sich löste und ein heftiger Thränenstrom sie erleichterte.

Sie fand in ihrem Vater den besten, den liebevollsten Tröster. Je mehr sein Kind durch die Welt litt, je zärtlicher bemühte er sich um sie und suchte ihr durch seine Liebe Ersatz zu bieten. — Madame Necker verstand ihn in dieser Nachsicht nicht. Sie hätte zürnen mögen, wo er entschuldigte und was ihn zu seinem Kinde hinzog, entfernte sie nur immer mehr von ihrer Tochter, so daß sie sich fremd gegenüber standen.

Germaine ging nun nicht mehr auf den Balcon hinaus, um den Weg nach Paris zu überschauen. — Ihre Gesundheit war angegriffen, eine tiefe Melancholie hatte sich ihrer bemächtigt und stundenlang saß sie da, mit einem Buche in der Hand, ohne eine Zeile zu lesen.

Narbonne erschien wie gewöhnlich in Saint Ouen, und wurde empfangen, als ob nichts vorgefallen. Germaine war bei seinem ersten Besuche nicht im Zimmer und er wagte keine Frage nach ihr. Als er das nächste Mal kam, fand er sie allein. Sie ruhte in einer Chaise longue,

das Fenster war geöffnet, der Duft der Blüthen drang zu ihr herein. Bei seinem Eintritt stand sie auf und reichte ihm die Hand.

„Ich freue mich, Sie wieder zu sehen!“ sagte sie freundlich. „Ich hoffe, daß Sie Ihre alten Freunde nie ganz vergessen werden, über den neuen Fesseln, die Sie binden.“

Er drückte ihre Hand an seine Lippen, und sagte bewegt:

„Ich werde Ihrer Freundschaft werth zu sein wissen.“

Dann setzte er sich neben sie, und sprach lange kein Wort.

Drittes Capitel.

Der Held des Freiheitskrieges.

Durch die Gallerien des Palais Royal schritten eines Morgens Arm in Arm zwei junge Cavaliere, deren Schönheit und stolze Haltung die Blicke der Vorübergehenden vielfach auf sich zogen. Sie waren in ein lebhaftes Gespräch vertieft und achteten dessen nicht, was um sie her vorging; endlich traten sie bei dem berühmten Février ein, dessen Kochkunst für unübertrefflich galt.

Kaum hatten sie in einer abgelegenen Ecke des Zimmers an einem kleinen Tische Platz genommen, als ein hoher, schlanker Mann, mit einem graziösen Lächeln um den fein geschnittenen Mund, an dem Fenster vorbeiging, die beiden Cavaliere erkannte, und mit einem Ah! der Ueberraschung auf der Lippe, zu ihnen eintrat.

Der Jüngste der beiden Gäste war aufgesprungen und ihm einige Schritte entgegen geeilt. — „Condorcet!

Sie sind es?" rief er, ihm die Hand bietend, aus. „Wie sehr freue ich mich, Ihnen gerade heute zu begegnen. Mir ist das Herz so voll von meiner neuen Welt, gegenüber unseren alten Institutionen, deren Dasein ich fast zu vergessen geneigt war, bis sie bei meiner Rückkehr mit neuer Schwere auf mir zu lasten begannen! Ach! Condorcet! Wenn ich der schönen Träume gedenke, mit denen Sie sich nährten, und meine junge Einbildungskraft zu himmelhohen Flammen anfachten, — wie schwellt sich dann noch heute meine Brust in der Erinnerung jener Tage! — Was hoffte, wünschte, erwartete ich nicht Alles! — Und jetzt, nachdem ich einem fremden Volke mit gewinnen helfen, was wir für Frankreich nicht einmal in unsern Träumen als wünschenswerth begehren dürfen, jetzt stehe ich hier auf dem heimischen Boden, und weiß nicht mehr wohin mit meinem Ich!"

„Nur Geduld! Sie werden Ihren Platz auch hier finden, Vicomte," erwiederte der Angeredete mit feinem Lächeln, dem ein leichter Anhauch des Spottes beigemischt war. „Erlauben Sie mir aber jetzt erst Herrn von Narbonne zu begrüßen, bevor ich Sie bitte, mein Ohr durch die Schilderung von Erlebnissen zu erquicken, welche einem Mitgliede der berühmten Akademie so fern liegen, wie die Gefilde der Seligen dem Prinzen der Hölle."

„Warum folgten Sie uns nicht?" fiel der junge Held

des Freiheitskrieges ein. „Warum verweilten Sie bei alten Folianten, und verkehrten mit Staub und Moder, während wir aus dem Becher des Lebens tranken?“

„Um mich nicht zu berauschen, Vicomte!“ versetzte Condorcet lachend. „Um nicht zu erwachen, wie Sie jetzt erwacht sind. Um nicht bitterer noch zu empfinden, wie schwer es ist, das Sklaventhum von Traditionen zu ertragen, welche mit der Erbsünde zugleich auf uns gekommen sind.“

„Ein wenig zu grell gemalt, wie immer,“ fiel Herr von Narbonne lächelnd ein. „Erlauben Sie mir dagegen einzuwenden: daß unsere Lage keineswegs so hoffnungslos ist, wie Sie sie schildern wollen. Nach meiner Ansicht brauchte man nicht in einer andern Welt für Rechte zu streiten, die wir hier gewinnen können, sobald wir nur ernstlich wollen. Es ist genug republikanischer Geist in Frankreich,* um uns, wenn auch nicht zu einer Republik, doch zu einem constitutionellen Staate umzuwandeln, und das ist es, was wir zu erstreben haben. Ich blieb in meinem Vaterlande zurück, um ihm in diesem Sinne zu dienen. Dies Opfer ist mir freilich schlecht gelohnt. Man hat den jungen Ségur, weil er in den Colonien mitgefochten, mir vorgezogen, und den Vertheidiger der Rechte von Rebellen,

* Narbonne's eigene Worte.

obgleich er kaum die Kinderschuhe abgelegt, nach Petersburg gesandt, um dort der Vertreter königlicher Prärogative zu werden. So sonderbar spielt die Diplomatie mit ihren eigenen Interessen."

„Ségur ist Ihnen vorgezogen durch den Einfluß seines Vaters," erwiederte Condorcet. „Als Kriegsminister besitzt dieser das Ohr des Königs, und Seine Majestät sind leicht zu lenken, wenn man geschickt den rechten Augenblick zu benutzen versteht."

„Es ist nicht dieser Einfluß allein, sondern der Zauber, welcher diese Freiheitskämpfer schmückt," versetzte Narbonne ernst. „Sie haben durch die Jahre der Entfernung ein Wesen angenommen, das wir zugleich bewundern und beneiden. Es imponirt ihnen nicht mehr, was uns ehrfurchtsvoll zur Erde blicken lehrt, sie schauen kühn und freudig dem Menschen jedes Standes in das Angesicht und ihre Miene spricht es aus: daß sie sich seines Gleichen fühlen. — Dieser Muth besticht. — Die Menschheit ist zu allen Zeiten der Kühnheit unterthan gewesen; wer herrschen will, braucht nur die Miene der Unabhängigkeit anzunehmen und er hat halb gesiegt. Die Prinzen von Geblüt, der Hof, der älteste Adel beugt sich vor einem Heldenthume, das seine Prärogative unbarmherzig unter die Füße tritt. Man schämt sich seiner Titel, seiner Würden, einem Lafayette gegenüber, welcher eine Bürgerkrone gewonnen

und die einfache Kleidung eines Bürgers angelegt hat, welche unsere gepuderten, geschmückten, mit Spitzen und Goldstickereien herausgeputzten Herren mit Staunen betrachten. Ein Waldmensch könnte fast nicht unbekleideter unter ihnen aussehen, als die Sieger von York-Town.

„Das von Ihnen entworfene Bild paßt dann auch auf mich," fiel Montmorency ein, während ein hohes Roth seine Wangen färbte, und sein Auge flüchtig über seine schwarze Kleidung glitt. „Ich habe mich in diesen Jahren so völlig an die Bequemlichkeit dieses schlichten Haares und den einfachen Rock gewöhnt, daß ich in meinem Alter nun nicht mehr für die steife Hoftracht passe."

„Freilich! Wenn man zwei Dutzend Jahre zurückgelegt und die Welt auf ihrer Rückseite angeschaut hat, so ist man kein Kind mehr," erwiederte Condorcet, mit einem lächelnden Seitenblicke auf den Gegenstand seines Scherzes.

„Spotten Sie meiner Jahre nur!" rief der junge Mann heiter. „Ich schäme mich ihrer nicht. Außerdem ist es ein Uebel, welches sich täglich verbessert. — Und jetzt, wo die Gegenwart so viele Wünsche unerfüllt läßt, braucht mein Auge diese weite Fernsicht auf kommende Jahre, damit meinen Hoffnungen ein Spielraum bleibe. Was nicht ist, kann noch werden, sage ich mir täglich vor. — Ich bin jung genug, um noch zu erleben, daß auch mein schönes

Frankreich Freiheitsbäume pflanze, und dem Menschenrechte Altäre erbaue!"

„Um die Abkömmlinge der alten Montmorency darauf zu opfern," fiel Condorcet ein. „Ach! Vicomte, Sie ahnen nicht, welchen Sturm Sie in Ihrer Begeisterung über Ihr eigenes Haupt heraufbeschwören! Der Schmied seines eigenen Schicksals sein, ist schwerer, als Sie glauben; nur dem eigenen Verdienste Ehre, Ruhm und Anerkennung verdanken, ist eine Aufgabe, welche große Kraft erfordert."

„Aber auch Kraft verleiht," fiel der Jüngling feurig ein. „So jung ich bin, dennoch vermag ich es zu empfinden, wie das Bewußtsein unseres Werthes sich steigert durch die vollbrachte eigene That. — Nur von dem Ruhme seiner Vorfahren zehren, sich ehren lassen, weil es vor mir schon Träger meines Namens gegeben, aus den Gräbern meine Verdienste datiren und ausrufen: blickt auf den Staub und Moder, der einstmals Montmorency hieß, das mag ich nicht, bei Gott und allen Heiligen sei's geschworen, das soll kein Montmorency ferner thun."

„So rasch, Vicomte," erwiederte Condorcet, den Jüngling mit dem Ausdrucke sich steigernden Wohlwollens messend. „Sie haben viel gelernt, das muß ich frei bekennen, haben mehr gelernt, als ich glaubte, daß ein Montmorency je begreifen würde! Hier meine Hand! — Wir müssen Freunde sein. — Die Träume, deren Sie mich

vorhin beschuldigt, sind nicht begraben, nicht vergessen. Auch giebt es Andere, welche mit mir träumen, und diese Anderen sollen Sie jetzt kennen lernen. — Wir sind nicht stehen geblieben, seit Sie uns nicht sahen. Die Fackel, welche sie in einem anderen Welttheile leuchten ließen, hat auch bis hierher ihren Schein verbreitet. Es giebt in Frankreich jetzt schon so viel Menschen, als es Unterthanen giebt. — Und daß auch wir bereits gelernt haben, dem Verdienste Anerkennung zu zollen, unbesehen der Vorfahren dessen, dem wir huldigen, das beweist Ihnen Necker."

„Den die Hofpartei absetzen ließ, weil er keiner alten Familie angehörte," fiel der junge Mann lebhaft ein.

„Nicht so schnell geurtheilt," erwiederte Condorcet ruhig. „Allerdings verlor er sein Amt; aber damit nicht seinen Einfluß. — Weil ihn das Volk vergötterte, haßte und fürchtete ihn der Adel, schonte ihn der König. Sehen Sie nicht ein, welch ein mächtiger Fortschritt in dieser Thatsache begründet liegt? — Was wäre unter einem andern Fürsten aus einem Finanz-Controlleur geworden, welcher sich anmaßte, dem Könige und seinem Hofe weise Sparsamkeit vorzuschreiben? — Mindestens hätte man ihn doch hängen lassen!"

„Mindestens?" wiederholte Herr von Montmorency lachend. „Und was vielleicht noch sonst? Aber Sie haben Recht. — Daß man diesen Mann, der es verdiente, ein

Bürger der Vereinigten Staaten zu sein, daß man diesen Mann nicht seines Lebens und seiner Freiheit beraubte, ist eine große Huldigung der öffentlichen Meinung!"

„Wie sie Frankreich nie zuvor gekannt," fiel Condorcet ein, „und auf diesem Grunde müssen wir weiter bauen, die Macht dieser Stimme müssen wir zu vergrößern suchen, um durch sie endlich die ächte Humanität siegen zu lassen. Sehen Sie es jetzt ein, daß es auch hier etwas zu thun und viel zu hoffen giebt, und wollen Sie uns an diesem Werke bauen helfen?"

Condorcet, ich umarme Sie für den Funken, den Sie in meine Seele geworfen!" rief der junge Mann und warf sich ihm um den Hals. „Jetzt tagt es plötzlich vor meinem Auge, ich gewahre das erste Roth eines neuen Morgens durch den Schatten, welcher ihm vorangeht. — Wo ist dieser Necker, führen Sie mich zu ihm hin. Er ist der einzige Mann in Frankreich, nach dessen Bekanntschaft ich mich sehne!"

„Lesen Sie erst seinen Compte rendu, bevor Sie ihn aufsuchen, um sich mit seinem Geiste vertraut zu machen. Er würde es Ihnen auch schwerlich verzeihen, daß Sie in Amerika das Erscheinen dieser Schrift übersahen."

„Welch feiner Spott!" rief Narbonne lächelnd.

„Dann auch müssen Sie, bei aller Achtbarkeit des Charakters und einer unbestechlichen Rechtlichkeit, auf alle

Hingabe an Ideen bei dem Herrn Rechenmeister verzichten, der nur darauf bedacht ist, Ausgabe und Einnahme in das richtige Gleichmaß zu bringen, und ebenso mit jeder Tugend, mit jedem Rechte verfährt. Es muß alles im Leben sein richtiges Maß erhalten; denn, gäbe er hier zu viel, so bliebe dort zu wenig, reiche er diesem Freunde zwei Hände, so bliebe ihm für den andern keine dritte, spräche er hier ein zu warmes Wort, so könne dadurch ein Deficit in seinem Herzen entstehen, das der Nächstkommende zu büßen habe. — Kurz, der Herr Necker hat es gänzlich darauf abgesehen, dem lieben Gott möglichst ähnlich zu werden. Auch nicht der Schatten eines Vorwurfs hat ihn treffen können. Seine Unfehlbarkeit hat etwas Demüthigendes für andere Sterbliche, denen noch einige menschliche Schwächen anhängen, und so folgt denn daraus, daß man ihn bewundert und schätzt, doch seine Nähe flieht."

„Den Eindruck hat er nie auf mich hervorgebracht," fiel Narbonne rasch ein. „Ich sehe ihn fast täglich und gewinne ihn immer lieber. — Es ist so selten, einem Manne zu begegnen, der ganz ohne Eigennutz das Gute nur des Guten wegen sucht und fördert."

„Steht es so?" erwiederte Condorcet und maß den Redenden mit vielsagendem Lächeln. „Dann streiche ich die Segel, Herr von Narbonne, und überlasse es meinem jungen Freunde, bei seinem Zusammentreffen mit dem

berühmten Rechenmeister selbst ein Urtheil zu fällen. Doch eine kleine Warnung möchte ich ihm vorher noch in das Ohr raunen. Der Mann hat eine Tochter! Es könnte sein, Vicomte, daß es der jungen Dame gelänge, Ihr Urtheil über ihren Vater zu bestechen, wie das vor Ihnen auch mit Andern schon der Fall gewesen. — In dem Falle freilich dürfte ich mir nicht schmeicheln, in meiner Meinung über Necker Sie auf meine Seite treten zu sehen."

Diese Aeußerung Condorcet's rief eine augenblickliche Verlegenheit bei Herrn von Narbonne hervor, welche er jedoch schnell zu bemeistern wußte.

„Sie waren nie für Necker eingenommen, Condorcet," fuhr er scheinbar unbefangen fort. „Ihrer Natur sagte sein System der Sparsamkeit nicht zu, Sie fanden etwas Kleinbürgerliches in diesem ängstlichen Haushalten, Sie nannten seine Ansichten nüchtern und schalten auf den klügelnden Verstand des Genfer Parvenu. — Ich weiß das Alles noch recht gut. Ihr Urtheil hatte mich bestochen und lange stand ich darum an, den berühmten Necker kennen zu lernen, bis ein Zufall mich mit ihm zusammen führte."

„Und Sie eines Besseren belehrte. — Nicht wahr, der Zusatz fehlte Ihrer Rede noch?"

„Ganz richtig. Ich habe einsehen lernen, wie unrecht man verfährt, indem man nach sich selbst den Andern beurtheilen will. Glauben Sie mir, Condorcet, es ist am Ende

ziemlich gleich, auf welchem Wege wir zum Ziele gelangen, vorausgesetzt, daß dieses Ziel der Mühe unseres Weges lohne. — Wer dem Wohle der Menschheit sein Leben widmet, mit dem rechten wir nicht, wenn er auf einem steinigen Pfade dahin zu gelangen bemüht ist. Ich wünschte, daß Sie Necker näher kennen lernten, um eine bessere Meinung von ihm zu gewinnen."

„Ich lasse ihm alle Gerechtigkeit widerfahren," erwiederte Condorcet. „Der alte Minister Maurepas nannte ihn l'épine, dafür habe ich ihn le genie mâle getauft, eine Benennung, welche ihm durchaus nicht mißfällt; denn er glaubt an sich selbst, wie an einen zweiten Heiland, und Frau und Tochter bestärken ihn in dem unseligen Wahne!"

„Warum unselig?" unterbrach ihn Narbonne. „Wer an sich selbst nicht glaubt, wird schwerlich je auf Andere einen Einfluß üben. Der große Washington hat ohne Zweifel nie klein von sich gedacht, und ihm allein ist Necker zu vergleichen."

„Im Punkte der Uneigennützigkeit, das gebe ich zu," erwiederte Condorcet. „Sonst aber ziert eine gewisse Bescheidenheit stets den wahrhaft großen Mann. Doch streiten wir darüber nicht. — Wie bedeutend auch sein Verdienst sei, es ist nur das von einem einzigen Menschen, der sterblich ist, wie wir. Der wahrhaft große Dienst, welchen er

unserm Vaterlande erwiesen, ist der durch ihn hervorgerufene Sieg der öffentlichen Meinung, gegenüber Staat und Kirche. Daß diese Tausende von Stimmen, die zu seinen Gunsten laut wurden, einen Klang besitzen, hat das Volk erfahren und der König nicht vergessen, und diese Macht, einmal erprobt, verspricht uns viel."

„Das zu gewinnen wir eines Necker immer noch bedürfen," fiel Narbonne ein. „Er hat den Muth gehabt, das auszusprechen, was wir denken, und dieser Muth verdient unsere Bewunderung."

„Die ich gern bereit bin, ihm zu zollen," sagte Condorcet heiter. „Nur will ich ihn nicht in den Himmel heben. Der Mann hat überdem des Glückes schon zu viel. Reichthum, Ehre, Ruhm, alle Güter der Welt strömen ihm zu, und außerdem mußte das Schicksal ihm in seiner Tochter nun noch das geistreichste Geschöpf der Erde an die Seite stellen.* Sie besitzt alle die Eigenschaften, welche ihrem Vater abgehen, Schwung, Begeisterung, Enthusiasmus, Wärme, — einen Genius, der Himmel und Erde umfaßt; — von ihr getragen und gehoben, wäre Necker im Stande, sich selbst zu übertreffen. — Sie sehen aus diesem Urtheil über die Tochter, daß ich gerecht sein kann, Herr von Narbonne, und in Bezug auf Frauen hält das

* Condorcet's Memoiren.

bei uns Männern sonst eigentlich schwer," fügte er lächelnd hinzu.

„Fräulein Necker ahnt den warmen Freund in Ihnen nicht," erwiederte Narbonne, „und ist leider eine zu zärtliche Tochter, als daß sie Ihnen den vor dem Vater eingeräumten Vorzug verzeihen würde. — Sie müssen sie kennen lernen, Montmorency! Sie schwärmt gern ein wenig, und wird mit Ihnen die schönsten Träume träumen, wenn Sie wollen."

„Aufrichtig, Narbonne, möchte ich doch lieber mich dem Vater zugesellen," erwiederte der junge Mann, indem das frische Blut der Jugend seine Wangen röthete. — „Ich bedarf auf meinem Pfade durch das Leben des Anschlusses an eine bedeutende Natur, durch die mein Wesen einen gewissen Halt bekommt, damit ich nicht hierhin und dorthin zu sehr abschweife. Mich in Frauenkreisen wohl zu fühlen, habe ich in der neuen Welt gänzlich verlernt. Mit Weibern kosen, tändeln, plaudern, ruft mir den Hofstaat des Sardanapalus zurück. Das Wohl des Vaterlandes, das Glück von Millionen, diesen Sternen gilt mein Streben, wo sie mir leuchten, da blüht mein Glück."

„Sie sind frisch und freudig zu uns zurückgekehrt, mein junger Brutus," sagte Condorcet, ihn mit seinem eigenthümlichen Lächeln messend, dem sich jedoch ein Ausdruck von Rührung beigesellte, während sein Auge auf dem

schönen, geistvollen Angesichte des jungen Mannes ruhte. — „Gottlob! daß Sie noch so empfinden können! — Möge Ihnen dieser schöne Muth noch lange bleiben. — Ich möchte Sie ungern vorzeitig weise machen; doch denke ich, wird die Bekanntschaft unseres alten Rechenmeisters Ihnen keinen Schaden bringen, denn, einer alten Henne gleich, sammeln sich unter seinen Flügeln alle jungen politischen Glaubensgenossen, und sein Haus ist das Rendez-vous der halben Welt."

„Ich hörte, daß er jetzt in Saint Ouen ganz zurückgezogen lebte?"

„Der Weg dahin ist Niemand abgeschnitten, und außerdem kann er ja jeden Tag auf seinen Posten zurückkehren."

„Wir werden ihn diesen Abend in der Hochzeit des Figaro sehen," sagte Narbonne. „Dann führe ich Sie in seine Loge!"

Necker hatte in der letzten Zeit sehr häufig das Theater besucht, um seiner Tochter eine Zerstreuung zu bereiten. Er fühlte wohl, daß das Leben neben der kranken Mutter und dem vielbeschäftigten Vater für ein junges Mädchen viel zu ernst sei, und fürchtete, daß das viele Alleinsein ihren Hang zur Melancholie nähre, und sie in eine Welt der Träume versetze, welche sie der Wirklichkeit mehr und mehr entfremdeten. — Er regte sie daher häufig

an, irgend eine ernste Lectüre vorzunehmen, und besonders seitdem sie die herbe Täuschung erfahren, daß Narbonne ihr ein anderes Mädchen vorgezogen, beschäftigte er sich geflissentlich mit ihr und überwachte genau ihr Thun und Lassen.

Der Graf von Montmorency gewann durch seine angenehme Erscheinung und sein offenes, freimüthiges Wesen schnell die günstige Meinung Necker's, und diese steigerte sich noch, als er bei wiederholten Besuchen einen Ton der Ehrfurcht, gepaart mit Zutraulichkeit, annahm, welches seinem Verhältnisse zu dem erfahrenen Staatsmanne etwas Kindliches gab, das Necker sehr zusagte. Auch dessen Gattin wurde schnell durch die natürliche Courtoisie des vornehmen jungen Mannes gewonnen und behandelte ihn mit großer Auszeichnung.

Germaine verrieth durch nichts, daß er auf sie einen besondern Eindruck hervorgebracht. Da Herr von Montmorency ihr nur die nothwendige Aufmerksamkeit bewies und ihre Gesellschaft nicht suchte, so hatte sie wenig Ursache, sich durch sein Betragen geschmeichelt zu fühlen, und vermied seine Nähe oft geflissentlich.

Sie schrieb jetzt viel und eifrig.

Da Necker die Gewohnheit hatte, so oft er einen Gedanken, einen Einfall hatte, den er mitzutheilen wünschte, rasch in den Salon zu eilen, um Frau oder Tochter davon

in Kenntniß zu setzen, und es ungern sah, wenn sein plötzliches Erscheinen eine Unterbrechung ihrer Beschäftigung hervorrief, so hatte seine Gattin die Gewohnheit angenommen, stehend zu schreiben. So wie die Thür aufging, legte sie leise die Feder aus der Hand, und gab sich die Miene, ganz unbeschäftigt zu sein.

Germaine hatte von ihrer Mutter gelernt, diesen kleinen Eigenthümlichkeiten ihres Vaters nachzugeben. — Auf dem Gesimse des Kamines stand ihr Schreibapparat, und rasch warf sie hier auf das Papier, was sie festzuhalten wünschte.

Meistens befand sie sich in den Morgenstunden ganz allein. — Die zunehmende Nervenkrankheit ihrer Mutter fand nur Linderung in warmen Bädern, und der Gebrauch derselben füllte den Vormittag aus. Ueberdem war sie jetzt gern allein. Der Tod ihres Freundes Thomas hatte ihrem Herzen eine schwere Wunde gegeben, und lange konnte sie sich nicht von diesem Schlage erholen. Der langjährige, treue Freund, dem sie alles anvertrauen konnte, was ihre Seele bewegte, brachte eine schmerzliche Lücke in ihr Leben, und der Gedanke an den Tod beschäftigte sie sehr ernst.

Herr von Narbonne stellte seine junge Gattin der Familie Necker vor.

„Ich weiß, daß sie Ihnen keine Gesellschaft sein kann," sagte er zu Germaine; „doch wünschte ich, daß Sie sie kennen lernten, denn sie bewundert Sie aufrichtig!"

Es bedurfte dieser Mahnung nicht. Germaine umarmte sie auf das herzlichste, und betrachtete mit wehmüthiger Theilnahme dies junge Wesen, das neben ihr erst recht zum Kinde ward. Ob sie nur ahnt, wie sehr ich sie zu beneiden Ursache habe, dachte sie in ihrem Sinne.

Eines Abends erschienen Narbonne und Montmorency noch spät bei Necker, um mit ihm über die neuesten Vorgänge und die finanziellen Operationen des Ministers Calonne zu reden, welche ganz Frankreich in Erstaunen setzten. Da keine andern Gäste gegenwärtig waren, so blieb Necker mit seinen jungen Freunden im Salon, wo man vor seiner Tochter über die politischen Zustände Frankreichs sprach. Germaine nahm bald lebhaften Theil an der Unterhaltung, und zu seiner Verwunderung bemerkte Herr von Montmorency, der sie noch nie über so ernste Gegenstände discutiren gehört, daß sie ihren Vater durch ihre glänzende Beredtsamkeit und geistvollen Beleuchtungen der Fragen überflügelte. Er verstummte unwillkürlich, während Auge und Ohr an ihren Lippen hing. Narbonne bemerkte es.

„Haben Sie sich jetzt überzeugt?" flüsterte er ihm

zu, und warf dabei einen bedeutsamen Blick auf Germaine. Diese überhörte seine Worte.

„Wovon überzeugt?" fragte sie und erglühte.

„Von Ihrem ungewöhnlichen Geiste," sagte Narbonne.

„Ach!" erwiederte sie und seufzte, „was hilft der einer Frau? Man liebt an uns nur das Gewöhnliche."

Viertes Capitel.

Die getäuschte Hoffnung.

Die Tochter Necker's saß heute wieder auf dem Balcon ihres Landhauses und schaute auf die Straße hinab. — Ein einzelner Reiter kam des Weges, schon aus der Ferne erkannte er sie, und deutete durch seinen Gruß an, daß er ein freundliches Willkommen erwarte. Ihr Auge folgte ihm, während er unten im Hofe dem Reitknechte sein Pferd übergab und dann raschen Schrittes die Treppe hinauf eilte.

„Ich habe mich mit Ihnen beschäftigt, Herr von Montmorency," sagte sie, ein Heft bei Seite legend. „Ihr Tagebuch versetzt mich ganz an Ihre Stelle, ich sehe mit Ihren Augen den großen Washington und kämpfte mit Ihnen für eine große Sache. Wie sehr erweitert unsere Seele selbst dieser Nachhall glorreicher Thaten!"

„Die Geschichte bietet deren überall," erwiederte der junge Mann, neben ihr Platz nehmend; „doch trägt unsere individuelle Stimmung allerdings dazu bei, den Eindruck zu vergrößern, oder zu verringern. Wir z. B. haben nun seit Jahrhunderten dem Willen eines einzigen Mannes uns gebeugt, und dem Verdienste alter Namen gehuldigt; für uns ist es nun eine neue Phase, mit einem Volke zu gehen, das aller Tradition entsagt hat, und die eigene Stimme zu der seines Gottes erhebt. Wer weiß, ob man sich einst nicht eben so sehr nach unseren monarchischen Institutionen zurücksehnen wird, wie wir ihrer jetzt überdrüssig sind!"

„Unmöglich!" rief Germaine lebhaft. „Wer, wie ich, unter diesen Vorurtheilen leidet, und ihnen das Glück der ganzen Jugend opfern muß, kann einen solchen Gedanken nicht fassen!"

Montmorency sah sie erstaunt und fragend zugleich an. Sie wurde verlegen.

„Sie tragen einen alten Namen, daher begreifen Sie das nicht," sagte sie. „Ihre Stellung wurde Ihnen bei Ihrer Geburt angewiesen; die meines Vaters war ein Werk der Zeit und seiner glänzenden Verdienste. Diese übertragen sich nicht. Ich soll mir durch mich selbst eine Stellung in der Gesellschaft erringen, wie kann ich das?"

„Die wird der Frau durch ihren Gatten angewiesen," rief Herr von Montmorency.

„Es besitzt nicht jeder Mann den Muth, für die Gattin seiner Wahl den Platz zu fordern, welcher ihr gebührt," erwiederte Germaine ernst, „und mehrere Vorfälle haben kürzlich den Beweis geliefert, wie unduldsam man in den ersten Kreisen der Gesellschaft ist. Die Ehe soll ein Werk der Convenienz und nicht der Neigung sein, damit die alten Familien mit keinem neuen Blut sich mischen."

Herr von Montmorency wollte etwas erwiedern, plötzlich aber unterbrach er sich selbst und wanderte unruhig und unschlüssig einige Male auf und ab. Dann setzte er sich Germaine gegenüber, nahm das Tagebuch in die Hand und sagte:

„Haben Sie die Lectüre schon völlig beendigt?"

Sie bemerkte aus dieser Frage, daß er der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben wünschte, und lenkte nun selbst darauf ein.

Seit jenem Abend, wo ihr bedeutender Geist ihn zum ersten Male überrascht, war er ihr näher getreten und hatte sich oft ausschließlich mit ihr unterhalten. Beide waren in dem Alter, wo ein solches Beisammensein leicht zu größerer Vertraulichkeit führt. Was sie empfanden und

dachten, spiegelte sich warm in der Seele des Andern ab, und jede Uebereinstimmung führte zu neuer Mittheilung.

Ernsten Blickes sah Necker diese wachsende Vertraulichkeit, welche bis jetzt nur noch den Namen der Freundschaft trug. War irgend ein Mann des Hofes fähig, sich über die herrschenden Vorurtheile zu erheben, und Necker's Schwiegersohn zu werden, so ließ sich dieser Muth bei einem jungen Cavalier voraussetzen, welcher der Sache der Freiheit so große Opfer gebracht. — Er beschloß also abzuwarten, was geschehen würde.

Beide gingen jetzt in den Garten hinab, Necker entgegen, welcher von einem Spaziergange zurückkehrte.

„Meine Tochter hat mich heute allein gehen lassen, weil sie Sie erwartete?“ sagte Necker, nachdem er seinen jungen Freund begrüßt. — „Ich könnte auf Sie eifersüchtig werden; denn eigentlich bin ich sehr verwöhnt,“ setzte er scherzend hinzu.

Germaine hing sich auf diese Worte liebkosend an seinen Arm.

„Mein gütiger Vater!“ rief sie zärtlich. „Du wirst stets den ersten Platz in meinem Herzen behaupten. Wer könnte mich lieben, wie Du mich liebst! Dein Wunsch, Dein Wille wird immer mein höchstes Gesetz sein und nie würde ich ein Glück suchen, das Du nicht billigtest!“

„So spricht eine gehorsame Tochter!“ sagte Necker

scherzend. „Die Söhne sind nicht immer so folgsam, Herr von Montmorency, die Jugend der jetzigen Zeit beginnt nach eigener Einsicht ihren Lebensweg wandeln zu wollen."

„Ich stimme diesen Neuerungen nicht bei," sagte der junge Mann ernst. „Je freier ein Staat, je größer muß die Pietät gegen Eltern und Vorgesetzte sein. Nie würde ich mich entschließen, einen Schritt zu thun, der meine Mutter kränkte. Sie hat mit so viel Sorge über meiner Kindheit gewacht, daß ich ihrem Alter dafür diese Rücksicht schulde. Wie schwer es mir auch fallen mag, ihren Ansichten meine liebsten Wünsche opfern zu müssen, dennoch bin ich überzeugt, daß im Laufe der Zeit das eigene Gewissen mich reich entschädigen wird für den Kampf der Gegenwart."

Er schwieg und sah gedankenvoll vor sich hin. Germaine barg ihr Haupt an der Brust ihres Vaters und weinte. — Ein Etwas sagte ihr, daß in diesen Worten ihr Schicksal enthalten sei.

Alle drei wanderten dann schweigend dem Hause zu.

Es war Besuch angekommen. Während Germaine sich den Gästen widmete, bemerkte sie, daß das Auge des Herrn von Montmorency mit einer gewissen zärtlichen Theilnahme auf ihr ruhte.

Von jetzt an wurde er in seinem Benehmen gegen sie noch zutraulicher, und schloß sich ihr noch mehr an;

zugleich aber trat er ihr wahr und offen entgegen, wo er sie im Unrechte fand und namentlich rügte er häufig ihr Benehmen gegen Madame Necker, deren kalte, tendenziöse Art die Tochter oft zu hartem Widerspruche reizte.

Wenn Germaine allein war, vergoß sie jetzt häufig Thränen. Auf die Frage, was sie betrübe, erwiederte sie ihrem Vater:

„Das Leben läßt mich so unbefriedigt!“

Er erwiederte darauf nichts, denn er wußte wohl, daß man durch Worte keine Stimmung des Gemüthes ändern kann. Doch lag ihm das Glück seines Kindes zu wahr am Herzen, als daß er nicht gesonnen hätte, wie er ihr Hülfe bringen könne. Einsamkeit und Stille waren ihrem Naturell nicht angemessen. Sie mußte in einer gewissen Aufregung leben, mußte, was sie auch trieb, mit Leidenschaft treiben; heftige Conflicte, athemlose Erwartung der kommenden Minute thaten ihr wohl. Eine Rolle in der Gesellschaft zu spielen war die einzige ihr angemessene Aufgabe. Dieser Ueberzeugung gemäß nahm er seine Maßregeln.

Eines Morgens überraschte er sie ungewöhnlich früh im Salon, als sie eben am Gesimse stand und eifrig schrieb. Sie war so vertieft in ihre Arbeit gewesen, daß sie seinen Eintritt zum ersten Male nicht bemerkt hatte, und ver-

wirrt und erröthend, ertappt zu sein, warf sie jetzt schleunigst die Feder weg.

„Ich möchte gern sehen was Du schreibst," sagte ihr Vater, sich ihr nähernd. „Erlaubst Du mir, Dein Heft zu nehmen."

„Wie kannst Du noch fragen!" erwiederte sie und reichte ihm das Manuscript hin.

Er setzte sich in einen Armstuhl und blätterte darin. Erwartungsvoll ruhte während dessen ihr Blick auf ihm.

Der Inhalt fing jetzt an ihn zu interessiren, erst las er hier und dort eine Stelle und endlich vertiefte er sich völlig in die Lectüre.

„Du bist sehr fleißig gewesen," nahm Necker endlich das Wort. „Deine Verse klingen gut, die Sprache ist nicht ohne Schwung, Dein Styl hat sehr gewonnen, seit Du uns Deine erste dramatische Arbeit vortrugst."

„Damals war ich ja auch noch ein Kind!" rief Germaine, halb beleidigt.

„Das wohl, aber ein sehr vielversprechendes," versetzte Necker ruhig. „Und jetzt, wo wir Deinen neunzehnten Geburtstag nächstens feiern, werden wir hoffentlich alle die Erwartungen erfüllt sehen, zu welchen Du uns berechtigt hast. Ist es nicht so, meine Tochter?"

„Ich hoffe es," erwiederte Germaine, erwartungsvoll aufhorchend, wohin die Rede ihres Vaters ziele.

„Damals, weißt Du, rieth ich Dir ab, Deine literarischen Arbeiten fortzusetzen, weil ich einer Frau nur dann die Oeffentlichkeit gestatte, wenn ihr Talent diesen Schritt rechtfertigt, und bei einem Kinde ließ sich das noch bezweifeln. Seitdem habe ich Gelegenheit gehabt, Deine ungewöhnliche Begabung zu bewundern. Deine Antwort auf den Compte rendu war ein Meisterstück der Beredtsamkeit, Deine Bemerkungen über Montesquieu's Esprit des lois sind so pikant als geistreich; was Du über Rousseau geschrieben, hat mich bei einem Mädchen Deines Alters Wunder genommen; aber — aufrichtig gesagt, diese poetischen Versuche scheinen mir der Tochter Necker's unwürdig."

„Warum, mein Vater?" fragte Germaine mit hervorstürzenden Thränen.

„Weil hier nur von Liebe und Leidenschaft und von dem herben Schmerze der Entsagung die Rede ist. Ich hätte von Dir erwartet, daß Du Deine Aufmerksamkeit ernsteren Gegenständen zuwenden würdest. Du bist kein gewöhnliches Mädchen, Germaine. Wärest Du das, so würde ich Dir diese müßigen Träumereien gern verzeihen. Könntest Du Deinem Leben kein höheres Interesse verleihen, als aus dem Munde eines Mannes das Geständniß der Liebe zu vernehmen, wohlan, so möchtest Du gern die kleinen Künste treiben, welche diesem Ziele zuführen. Doch,

als eine Ausnahme Deines Geschlechtes mußt Du auch für Deine Empfindungen einen weiteren Gesichtskreis kennen, die Menschheit muß Dein Herz erfüllen und nicht ein Mann."

Germaine hatte das Gesicht in ihre Hände begraben und schwieg. — Die Worte ihres Vaters trafen sie wie glühende Kohlen. Er hatte die rechte Seite berührt; ihr Ehrgeiz fühlte sich auf das Empfindlichste verletzt. — Nach einer Pause fuhr Necker fort:

„Seitdem Du über Deine Gefühle grübelst, bist Du in Deiner geistigen Entwicklung stehen geblieben. — Sophie, ou les sentiments secrets. Ich frage Dich, welche neuen Anschauungen Du durch Bearbeitung eines solchen Stoffes gewinnen kannst. — Dann kommt Jane Grey. — Trotz dieses geschichtlichen Hintergrundes ist die Handlung eben so wenig größeren Motiven unterworfen. — Die Verse sind gut, der Styl hat große Vorzüge; doch das genügt mir nicht. Von meiner Tochter erwarte ich Gedanken. Du hast einen männlichen Verstand; das heißt Du besitzest Urtheil, und stehst damit über den Verhältnissen des Lebens, während die sogenannten weiblichen Naturen von diesen eingeengt und beherrscht sind. — Wie oft hast Du mich sowohl wie die Freunde unseres Hauses durch Deine geistreiche Kritik, durch Deine Analyse eines Verfassers und seiner Werke zu aufrichtiger Bewunderung

hingerissen, und nun wolltest Du Dir gegenüber befangen dastehen, und durch Deine Empfindungen gegängelt werden, wie ein Kind?"

„Ich will es nicht, mein Vater!" rief Germaine lebhaft und sprang von ihrem Sitze auf. „So wahr ich lebe, ich will es nicht! Aber — verzeihe mir, wenn ich es sage: — Ich habe ein so lebhaftes Bedürfniß zu lieben und geliebt zu werden, daß meine Sehnsucht nach diesem Glücke jeden andern Wunsch in den Hintergrund zurückdrängt. Kann ich dafür, daß mein Herz feurig schlägt, daß in mir eine Glut brennt, welche gelöscht sein möchte! Kann ich dafür, daß in meinen Adern ein Strom des Lebens sich regt, der auf irgend eine Weise sich geltend machen will? Ich weiß nicht wohin mit der Kraft, die ich besitze, ich komme mir vor gleich einem Vulkan, in dessen Tiefe die Elemente ihren Kampf führen, während die Oberfläche dürr und kalt die Lava deckt. — Ich wandele meinen Weg wie andere Menschen; doch was andere Menschen beglückt, das tödtet mich. — Ich finde nicht Befriedigung in diesem kleinen Tand des Lebens; es muß ein Glück geben, das höhere Seligkeit verleiht, dieses Glück möchte ich mir erringen."

„Nur nicht auf dem Wege, den Du eingeschlagen hast," sagte Necker, ihre Hand fassend und sie an sich ziehend. „Alle begabten Naturen empfinden, wie Du

empfindest. Das Leben scheint Ihnen nicht zu gewähren, was sie ersehnen, und um diesem Drange nach höherem Glücke zu genügen, zeigt ihnen die Religion den Weg in eine andere Welt. — Der Mann hat seinen Ehrgeiz, hat den Ruhm, um diese Flamme zu löschen, die Frau hat nichts als ihre Liebe, die sie in einen engen Kreis von Pflichten bannt. Sieh Deine Mutter! Wie einfach hat sie neben mir gelebt, und still und sinnig gestrebt, mir eine Gehülfin zu sein. — Das ist das höchste, wohin es eine Frau zu bringen vermag, wenn sie die Gefährtin eines Mannes wird, den sie liebt und achtet, und dem sie darum gern sich geistig unterordnet, weil sie sein überwiegendes Urtheil anerkennt. Du mußt einem solchen Glücke entsagen, mein Kind; denn Du hast zu viel Verstand, um je so bescheiden auftreten zu können. Der Mann, zu dem Du hinaufblicken könntest, müßte erst geboren werden."

„Ich verehre Dich, mein Vater, wie man nächst Gott einen Sterblichen verehren kann; und soll ich glauben, daß Du der einzige Mann auf dieser Erde seiest, der solche Anerkennung verdient?"

„Du bist mein Kind," sagte Necker herzlich, „und das stellt unsere Beziehung zu einander fest. Ich bin in gewissem Sinne Du und Du bist ich. Wir sind gegenseitig stolz auf einander, und was Dich trifft, berührt mich noch empfindlicher, als ob es mich selbst beträfe. Mit Mann

und Weib ist das ein Anderes. Sie sollen sich erst an einander passen, und lernen mit einander umzugehen. Dazu bedarf es der Selbstverleugnung von Seiten der Frau. Du aber kannst Deiner Natur keinen Zwang anlegen, sie spricht zu gewaltig und muß herrschen, bis die Jahre Dich Mäßigung lehren. — Du bist überdem zu begabt, um Deine Talente auf den kleinen Kreis häuslicher Pflichten beschränken zu können, Du mußt Dich Ideen hingeben, und Dein Herz für das Glück von Millionen erwärmen. In diesem weiten Gesichtskreise liegt für Dich das Glück, das Du ersehnst. Heiße Deine Empfindungen schweigen und setze an ihre Stelle den Ruhm!"

Germaine zitterte. Sie legte die Hand auf das Herz und ein Schwindel drohte ihr die Besinnung zu rauben.

„Und Du glaubst, daß ich hinreichende Begabung besitze, um mir in der Welt einen Namen zu erwerben?" fragte sie erwartungsvoll.

„Ich glaube es nicht nur, ich bin davon überzeugt, meine Tochter. Keine Frau Frankreichs hat jemals so viele Kenntnisse und so große Bildung besessen, wie Du. Lege diese kindischen Arbeiten bei Seite, übe Deine Kräfte an etwas Ernstem, setze Deine Briefe über Rousseau fort und übergieb sie, wenn sie vollendet sind, der Oeffentlichkeit, und der Erfolg wird Dich über Dich selbst belehren. Ganz Frankreich wird den Namen der Verfasserin

mit Bewunderung nennen, und die Pariser Gesellschaft Dich mit Lob überhäufen."

„Wenn es möglich wäre, daß ich mir auf diese Art Anerkennung verschaffen könnte!" rief sie mit leuchtenden Augen; „daß man mich bewunderte und suchte, wie man Dich sucht! Ach! Ich fühle wohl, wie lockend der Gedanke für mich ist!"

„Verlasse Dich auf mein Urtheil! — Ueberdem ist es meine Absicht, Dir jetzt ein Etablissement in Paris zu suchen. So ungern ich mich von Dir trenne, so muß ich doch, wie andere Väter, an Dir handeln, und Dir einen eigenen Namen und eine Stellung in der Gesellschaft sichern. Da Du aber mein einziges Kind bist, so ist mir die Schwäche wohl zu verzeihen, daß ich Dich in meiner Nähe zu behalten wünsche, dies ist noch die einzige Schwierigkeit, welche sich einer sonst in jedem Bezug passenden Partie in den Weg stellt."

„Mit wem?" rief Germaine erglühend.

„Mit dem schwedischen Gesandten, Baron von Staël. Er ist Protestant, wir sind daher in Bezug auf die Religion aller Einwendungen der Kirche überhoben, seine Stellung sichert Dir den Zutritt in die erste Gesellschaft und selbst der Hof muß Dich empfangen, mag Dein Vater in Ungnade fallen oder nicht; Herr von Staël ist ein schöner, stattlicher Mann, wenn auch nicht jung, und wird

Dir sonst alle Freiheit gönnen, nur im Punkte des Repräsentirens mußt Du Dich der strengen Hofetiquette fügen. Er ist nicht reich, darum wünschte er diese Partie, und da ich besorgte, sein König möchte ihn zurückberufen und mein Kind in den Wäldern Skandinaviens begraben, so stellte ich die Bedingung, daß er eine schriftliche Zusicherung erhalten müsse, auf seinem Gesandtschaftsposten zu bleiben, so lange er lebe. Er hat sich nun an Marie Antoinette gewandt, und die Königin, welche nicht minder gern Heirathen stiftet, wie andere Frauen, hat sich selbst an den König von Schweden für ihn gewandt. — Sobald dessen Antwort eintrifft, stelle ich Dir den Baron von Staël vor und Du magst dann selbst entscheiden, ob Du seine Hand annehmen willst." — Necker entfernte sich nach diesen Worten und ließ seine Tochter sinnend über alles Gehörte zurück.

Fünftes Capitel.

Das Diner in der Akademie.

Der Prinz von Beauveau gab den Mitgliedern der Akademie ein glänzendes Fest und lud auch Herrn Necker dazu ein. Selten nur besuchte dieser jetzt größere Gesellschaften, schon weil die Kränklichkeit seiner Gattin es ihr unmöglich machte, ihn begleiten zu können; diesmal jedoch wollte sie eine Ausnahme machen und trug selbst darauf an, die Einladung für sich und ihre Tochter anzunehmen.

Germaine war äußerst froh über diesen Entschluß ihrer Mutter; denn sie hoffte in einem Kreise der ausgezeichnetsten Männer Frankreichs die glänzendste Unterhaltung zu finden. Erwartungsvoll sah sie daher dem bestimmten Tage entgegen.

Sie hatte seit jenem Gespräche mit ihrem Vater ihre Morgenstunden mit großem Ernste ihren literarischen Ar-

beiten gewidmet. So schwer es ihr auch fiel, den liebsten Wünschen ihres Herzens zu entsagen, so fühlte sie doch die Nothwendigkeit, dem Rathe ihres Vaters zu folgen, denn wer sagte ihr, daß sie sich in der scheinbaren Neigung Montmorency's nicht täusche, wie sie sich früher schon in Narbonne getäuscht? — Wer sagte ihr, daß es in seiner Macht stehe, Herz und Hand nach Neigung verschenken zu können. —

Ihr Beisammensein mit ihm entlockte ihr manchen schweren Seufzer. Sie durfte ihm nicht sagen, wie sehr sie sich zu ihm hingezogen fühlte, noch ihm gestatten, in ihren Augen zu lesen, wie sehr er ihr gefiel! — Das machte sie in seiner Gegenwart befangen.

Sein ungleiches Betragen verstärkte noch diese Unsicherheit. Begegnete er ihr heute mit der Zärtlichkeit eines Bruders, so war er das nächste Mal geflissentlich kalt, als sei es ihm Absicht, den zurückgelassenen Eindruck zu vernichten. Diese Unsicherheit in ihren Beziehungen war so peinlich als unerträglich und sie wünschte um jeden Preis eine Entscheidung herbei.

Ihre schönen, geistvollen Aufsätze über den Charakter und die Schriften Rousseau's rückten nun täglich ihrem Abschlusse zu, und erwartungsvoll sah sie dem Augenblicke entgegen, wo sie sie der Oeffentlichkeit übergeben würde.

Oftmals vertiefte sie sich so völlig in diese Beschäfti-

gung, daß sie den Verlauf der Stunden darüber vergaß, und auch heute, wo das Fest in der Akademie statt finden sollte, war ihr dies begegnet. Völlig angekleidet trat Madame Necker zu ihr in das Zimmer, bevor sie noch an ihre Toilette gedacht. Entsetzt sprang sie auf, als sie die umwölkte Stirn ihrer Mutter sah und entfloh aus dem Zimmer.

Kopfschüttelnd folgte Madame Necker ihr mit langsamen Schritten nach.

Als sie in das Gemach ihrer Tochter trat, fand sie deren Zofe schon eifrig um sie beschäftigt. Rothe Schleifen wurden in das schwarze Haar gesteckt, ein grünes Kleid mit goldenen Franzen dazu angelegt, und die colossale Gestalt und die braune Gesichtsfarbe traten in dieser Kleidung so unangenehm hervor, daß die eigene Mutter fast entsetzt zurück fuhr, als sie jetzt ihr Bild neben dem ihrer Tochter in dem großen Toilettenspiegel erblickte.

„Du kannst Dich in diesem Anzuge nicht zeigen, Germaine," sagte sie. „Das Kleid steht Dir durchaus nicht."

„Laß es nur," erwiederte diese leicht hin. „Hübsch bin ich ja doch nie, und ich möchte nicht gern, daß mein Vater auf mich wartete."

„Er wird es weit lieber thun, als seine Tochter dem Gespötte der Gesellschaft aussetzen, welche ohnehin genug an der Familie Necker zu tadeln weiß," versetzte ihre Mut-

ter verstimmt. „Jetzt darfst Du um so weniger solche Blößen geben, da Du vielleicht nächstens in der Gesellschaft einen Platz auszufüllen hast, wo eine solche Nachrede Dir schaden könnte."

„Freilich! Wenn man nach solchen Kleinigkeiten, nach der Farbe einer Bandschleife, oder einem Hute beurtheilt wird, dann werde ich häufig Anstoß geben; denn ich bin nicht geschaffen, mich mit solchen Dingen zu beschäftigen," sagte Germaine gereizt.

Madame Necker schwieg, um in Gegenwart ihrer Leute diese Unterhaltung nicht fortzuführen. Als sie in den Wagen stiegen sagte sie:

„Ich bin Dir noch eine Antwort schuldig, Germaine. Nimm die Lehre an von Deiner Mutter, jetzt, wo sie Dir noch fruchten kann, keine Sache für so klein zu halten, daß nicht das Glück oder Unglück Deines Lebens daraus hervorgehen könnte. Eine Eigenthümlichkeit ist es auch, daß wir die Liebe der Männer selten durch große Eigenschaften gewinnen, sondern durch die kleinen Dinge, mit denen wir ihr Auge bestechen. Diese Wahrheit mag Dir unangenehm klingen, aber erprobe sie nur, um Dich von ihrer Richtigkeit zu überzeugen."

Germaine schwieg, wie immer, wenn ihre Mutter von Liebe sprach, weil sie sich dann stets empfindlich

getroffen fand und ein Gefühl des Neides in ihrem Herzen rege ward, das sie peinigte.

Als sie in die Gesellschaft traten, waren schon alle Gäste versammelt. Der eigenthümliche Contrast zwischen Mutter und Tochter fiel heute Allen besonders auf. Madame Necker sah noch blässer aus, als gewöhnlich. — Sie trug ein Carmoisinkleid, — ihre Lieblingsfarbe, — und ihr blondes Haar war fast der Antike ähnlich toupetartig frisirt, ein Kopfputz, den man à la Minerva nannte und den sie, weil ihr der hohe Thurmbau der Haare nicht gefiel, in Mode brachte. Ihre zarte, schlanke Gestalt, ihre weiße, fast durchsichtige Haut, ließ sie, trotzdem daß sie ihr vierzigstes Jahr zurückgelegt hatte, immer noch sehr jugendlich erscheinen. —

Germaine dagegen hielt man für weit älter, als sie war. — Obgleich das weiße Kleid und der einfache grüne Kranz in ihrem dunkeln Haar, womit sie sich hatte schmücken müssen, eine für sie vortheilhafte Toilette war, und sie von älteren Frauen unterschied, so machte sie doch keinen angenehmen Eindruck und was ihr vor Allem fehlte, war die äußere Ruhe, welche das Wesen einer vornehmen Dame bezeichnet. —

Gewiß würde sie diesen Mangel am empfindlichsten gefühlt haben, wenn sie sich seiner bewußt gewesen wäre; doch hat Niemand ein klares Bild von seiner eigenen Er-

scheinung und mißt den Eindruck, welchen er hervorbringt, nach den richtigen Ursachen ab.

Trotz ihres überlegenen Geistes, der sie innerlich weit über die meisten Menschen erhob, trat sie stets ohne jene Würde auf, welche das Selbstbewußtsein gewöhnlich verleiht. Die Ursache davon lag vielleicht in dem Umstande, daß sie nicht leicht eine Unterhaltung zu beginnen wußte, und unbedeutenden Leuten gegenüber leicht einsilbig blieb, und nur wenn eine Idee sie anregte, wie belebt in einen Strom der glühendsten Beredtsamkeit ausbrach, vor der Jeder gern zurück trat.

Necker pflegte darum auch stets von ihr zu sagen: „Ma fille a besoin d'un premier mot."

Es waren verschiedene Damen vom Hofe gegenwärtig, denen Madame Necker in der Eile ihre Tochter vorstellte; dann ging man zur Tafel.

Germaine hatte das Glück, ihren Platz neben zwei Herren zu erhalten, die ihr sehr angenehm waren; Herrn von Narbonne und Herrn von Condorcet. Dagegen vermißte sie den Vicomte von Montmorency und wagte doch nicht, so oft die Frage ihr auf den Lippen schwebte, sich zu erkundigen, was ihn abhielt.

Die allgemeine Unterhaltung drehte sich bald um die gewöhnlichen Themata, die Finanzen, den Getreidemangel, den Minister Calonne und seine goldenen Versprechungen,

den Ankauf von Saint Cloud für die Königin Marie Antoinette und deren wachsende Unpopularität.

„Lassen Sie uns heute nicht von Politik sprechen, Mademoiselle Necker," warf Narbonne dazwischen; „ich bin viel zu heiterer Laune, um Ihnen etwas Vernünftiges erwiedern zu können."

„Und ich bin viel zu ernst, um etwas Unvernünftiges zu sagen," erwiederte Germaine. „Wir wollen also lieber ganz schweigen."

„Ich bin es zufrieden, wenn Condorcet uns hübsche Geschichten erzählen will, worüber wir beide lachen können."

„Ein wenig Grauen möchte ich Ihnen lieber erregen, durch allerlei Spuk- und Geistergeschichten von Cagliostro und den Rosenkreuzern. Sie müssen mir aber vorher versprechen, mit gutem Glauben zuzuhören."

„Ich mache mich zu nichts anheischig," rief Germaine. „Meine Freiheit muß ich vor Allem behaupten."

„Das ist auch mein Glaubensbekenntniß," sagte Condorcet. „Fräulein Necker und ich sind wahrhaft würdig, dem großen Washington zur Seite zu stehen."

„Apropos!" sagte Narbonne, „wo ist unser jugendlicher Freiheitsschwärmer? Warum ist unser Montmorency nicht hier."

„Er hat plötzlich zu seiner alten Großmutter auf das Land gehen müssen. Es waren der alten Dame allerlei

Gerüchte über ihn zugekommen, welche sie besorgt machen, er möge die Grundsätze eines Montmorency verleugnen, — ein Familienrath wurde berufen und er wird vielleicht jetzt gerade gerichtet."

„Es geht in dieser Welt nicht anders, man muß mit dem Strome schwimmen," erwiederte Narbonne leicht. „Man hat schon lange eine passende Partie für ihn im Sinne gehabt, doch konnte man ihn bis jetzt nicht überreden, das Mädchen nur einmal zu sehen. Auch ist das am Ende weniger nöthig, wenn er nur überhaupt einwilligen will, sie zu heirathen."

„Die Großmutter wird ihm dies Ja jetzt schon abgewinnen," sagte Condorcet lachend. „Wie viel großmütterliche Thränen über eine weich geschaffene Männerseele vermögen, das glaubt Niemand, der es nicht an sich erfahren."

„Ich bin der Ansicht, daß Thränen noch mehr Wirkung üben, wenn die Augen, die sie weinen, nicht gar zu alt sind," sagte Narbonne scherzend.

„Sie können sicherlich nicht weinen," sagte Condorcet zu seiner Nachbarin, welche in Gedanken vertieft dagesessen hatte; „die Glut Ihrer Augen wird die unter den Wimpern hervorquellenden Thränen versiegen lassen."

„Sie irren, Herr von Condorcet. — Mich packt der Schmerz gleich so heftig, daß ich Ströme weine, und Ihnen

ein Fläschchen Thränenwasser sammeln kann, wenn Sie es wünschen."

„Dann müßte ich auch den Schmerz für Sie wünschen, der sie hervorbrächte, und da sei Gott für!" rief Condorcet abwehrend.

„Bitte, sehen Sie Cazotte an!" rief Narbonne dazwischen, auf einen bleichen jungen Mann deutend, der in einiger Entfernung von ihnen saß. „Er wird immer bleicher und verdreht die Augen, als ob er Visionen hätte."

„Warum hat man ihn auch eingeladen," sagte Condorcet kopfschüttelnd.

„Vielleicht ist er ungebeten gekommen. Man weiß ja, wie er ist."

„Kennen Sie ihn?" fragte Germaine.

„Freilich!" erwiederte Narbonne. „Es ist ein beliebter Journalist, der aber in letzter Zeit durch die Schriften Saint Martin's und die Illuminaten den Kopf verloren hat. Er soll mitunter Anfälle von Wahnsinn haben, in denen er den Leuten die Zukunft vorher sagt."

„Warum wollen Sie die Gabe der Prophezeiung Wahnsinn nennen?" fragte Germaine.

„Weil ich nicht glaube, daß es uns gegeben ist, die kommenden Zeiten vorher zu sehen," erwiederte Narbonne.

„Ich möchte ihn gern einmal prophezeien hören!" rief Germaine erregt.

„Wenn das ist, so will ich versuchen, ob der Geist ihn bewegt, uns die Zukunft zu enthüllen," sagte Condorcet und stand auf, um den seltsamen Gast anzureden.

„Sie sind so ernst, Herr Cazotte!" begann er. „Sie nehmen nicht Theil an dem Gespräch. — Darf ich Ihr Glas füllen und das meinige zugleich auf Ihr Wohlsein leeren?"

„Ich danke Ihnen," erwiederte der Angeredete traurig und verneinend das Haupt bewegend.

„Wie, sind Sie so verstimmt, daß nichts Sie bewegen kann, an der allgemeinen Heiterkeit Theil zu nehmen?" fragte Condorcet weiter.

Ein Schauder lief über die Glieder Cazotte's und das Gesicht abwendend, flüsterte er: „Armer Condorcet! Es schmeckt bitter, nicht wahr?"

„Sie reden von mir?" rief dieser. „Doch verstehe ich nicht, worauf Ihre Worte hindeuten. Was ist bitter? — Ich bitte Sie, lassen Sie es mich erfahren?"

„Das Gift!" flüsterte Cazotte.

„Aber welches Gift."

„Das Sie nehmen werden, um nicht unter dem Beile des Henkers zu fallen."

Condorcet erbleichte. Er lächelte, aber mit Lippen, aus denen alles Blut entwichen war. Germaine, welche

ein aufmerksames Ohr geliehen, ergriff den Arm Narbonne's und hielt ihn krampfhaft fest.

„Sie geben mir den Tod des Sokrates," sagte er dann mit erzwungener Fassung; „nennen aber nicht die Ursache. Ich kann nicht, wie er, die falschen Götter stürzen, noch den einigen Gott verkünden."

„Die Wahrheit ist der einige Gott, die Lügen sind die Götzen," rief Cazotte, wie abwesenden Geistes.

„Ah! Dann wohlan. Der Sieg der Wahrheit, meine Herren! Darauf leere ich mein Glas bis auf die Neige."

„Sie lachen," sagte Cazotte, sein Haupt mißbilligend wiegend. „Armer Condorcet! Sie werden nicht lange mehr so lachen!"

„Die Sache wird sehr ernst in Ihrem Munde," versetzte Condorcet mit erzwungenem Humor. „Wollen Sie mich denn aber ganz allein für den Sieg der Wahrheit sterben lassen? — Das wäre doch fast zu grausam."

„Es wird Ihnen leider nicht an Gefährten fehlen," sagte Cazotte mit einem tiefen Seufzer. „Ihr Tischnachbar, Herr Chamfort, ist nicht geneigt, den bitteren Trank mit Ihnen zu theilen; doch will er eben so wenig unter dem Beile des Henkers fallen, er öffnet sich also die Adern und verblutet langsam. — Sie, Monsieur Bailly, und Sie, Malesherbes und Roucher, hoffen bis zum letzten Mo-

mente, daß man Sie freisprechen werde; selbst als man Sie zum Schaffot hinführt, können Sie immer noch nicht glauben, daß Ihr letzter Augenblick gekommen sei."

Die ganze Gesellschaft begann jetzt ein aufmerksames Ohr zu leihen. Germaine zitterte vor Entsetzen und Aufregung. —

„Was wird mein Schicksal sein," fragte sie leise; doch schien Cazotte wunderbarer Weise ihre Worte vernommen zu haben, denn sein Auge richtete sich alsobald zu ihr hinüber und je länger es auf ihr ruhete, je freundlicher wurde der Ausdruck seines Gesichtes.

„Sie sind gerettet!" sagte er endlich freudig und ein tiefer Seufzer hob seine Brust. „Sie retten das Leben zweier Ihrer Freunde, dafür wird Ihnen das eigene erhalten."

„Und die Namen derer die ich rette," rief sie in fieberhafter Aufregung.

„Es sind die Herren von Narbonne und von Montmorency, die beide nicht um Sie verdienen, daß Sie das Leben für sie wagen, damit ihnen der Tod von Henkers Hand erspart werde."

„Er ist nicht sehr für mich eingenommen, das muß ich bekennen!" rief Narbonne lachend; doch sah man ihm zugleich an, wie wenig sein Herz von dieser Heiterkeit wußte. „Um Ihre Freundschaft werde ich mich aber von jetzt an dop-

pelt bemühen, Mademoiselle Necker, seit ich weiß, welch ein Preis darauf steht. Sie könnten mich den geringsten Fehler ganz leicht mit meinem Kopfe büßen lassen."

„Nicht auch mit Ihrem Herzen?" fragte sie.

„Das haben Sie längst vernichtet."

„Sterben müssen wir aber doch Alle. Würde er uns nicht sagen, wie, wo und wann?"

„Das Wie ist am Ende gleichviel," erwiederte Narbonne, „das Wann könnte uns den Genuß der Zeit verkümmern; aber das Wo kann unser Glück nicht beeinträchtigen. Fragen wir also nach dem Wo."

Cazotte, dessen Auge immer noch in die Richtung blickte, sah hierauf beide eine Weile sinnend an, dann flüsterte er leise vor sich hin:

„Nicht auf französischem Boden. — Narbonne stirbt in Torgau und Mademoiselle Necker in Genf."

Beide sahen sich überrascht an. „Torgau!" sagte Germaine. „Ich möchte wissen, wo das ist! Warum in aller Welt gehen Sie nach einem solchen Orte?"

„Ja, wenn ich das wüßte," erwiederte Narbonne achselzuckend, „dann würde ich es vielleicht nicht thun." — Beide lachten.

Indessen hatte sich die ganze Gesellschaft erhoben, um zu hören, was vorging. Die Herzogin von Grammont trat zu Cazotte hin und sagte:

„Ich bitte Sie, Herr Cazotte, mir auch eine so schöne That zu prophezeien, wie Fräulein Necker. Es wäre mir sehr angenehm zu hören, daß einer dieser Herren mir einst sein Leben danken sollte."

Cazotte sah die schöne Frau einen Augenblick mit großen Augen an, dann sagte er:

„Ihnen, Frau Herzogin, habe ich nur zu melden, daß Sie, mit vielen andern Damen, auf einem Karren, die Hände auf dem Rücken fest gebunden, nach dem Richtplatze wandern werden."

„Und Fräulein Necker wird mich nicht begleiten?" fragte sie lachend.

„Sie wird Sie nicht begleiten," erwiederte er, während seine Miene noch trauriger ward und seine blauen Augen sich mit Thränen füllten. „Sie wird fern sein. Ihr Herz wird leiden, sie wird Linderung suchen, und das, wodurch sie sie erhält, bereitet ihr ein frühes Grab."

„Sie verfahren mit mir zu grausam, Herr Cazotte," begann die Herzogin wieder. „Die Aussicht auf den Karren ist nicht reizend. Wenn ich nur wenigstens eine angenehme Gesellschaft auf dem Wege hätte!"

„Einen Beichtvater erhalten Sie doch sicherlich, Madame," rief Condorcet scherzend, „und da Sie nun so lange vorher auf diese Spazierfahrt vorbereitet sind, so würde ich mir zu rechter Zeit einen recht liebenswürdigen Abbé aus-

wählen. Wenn der Cardinal Rohan bis dahin freigesprochen wäre, könnten Sie auf ihn rechnen, er liebt nicht nur galante, sondern auch andere Abenteuer und Beides vereint würde seine Wünsche krönen. Ebenso denkt aber der liebenswürdige Talleyrand, der gewiß die kleine Reise von Autun hierher nicht scheuen würde, um Ihnen den großen Dienst zu erweisen. Wie bald müssen wir ihn verschreiben, Herr Cazotte?" wandte er sich fragend an diesen.

„Es ist unnöthig," lautete die Antwort. „Der letzte Hingerichtete, den ein Geistlicher geleiten wird," — er stockte einen Augenblick, als ob das Wort nicht über seine Lippen wollte — „ist Louis Capet, König von Frankreich!"

Alle Tischgäste erhoben sich, so wie diese fürchterlichen Worte gesprochen waren, zugleich von der Tafel, und blickten entsetzt auf den fürchterlichen Propheten, der, vor seinem eigenen Ausspruche erbebend, aus dem Saale entfliehen wollte. Aber die Herzogin von Grammont hielt ihn zurück.

„Da Sie mir ein so schönes Loos zugedacht, mein Herr," sagte sie spöttisch, „so möchte ich doch auch noch gern erfahren, wie Sie denn eigentlich für sich selbst gesorgt. Ist es Ihre Absicht, mein Schicksal zu theilen, ziehen Sie es vor, Gift zu nehmen, wie Herr Condorcet, oder wird die Hand irgend eines schönen Fräuleins Ihre Bande lösen, wie Sie es den Herren von Narbonne und von Montmo-

rency zugesagt. Ich bitte, lassen Sie mich Ihr Schicksal auch noch kennen, damit ich weiß, wie, wo und wann wir uns vielleicht noch wieder sehen."

Cazotte maß die schöne Frau mit düsterem Auge vom Scheitel bis zur Zehe und senkte dann sein Haupt, mit dumpfer Stimme, wie sinnend, in sich hinein sprechend:

„Während der Belagerung von Jerusalem ging ein Mann sieben Tage nach einander auf den Mauern umher und rief mit schauerlichem Tone:

„Wehe mir selbst!

„Darauf traf ihn ein großer Stein, aus einer Wurfmaschine des Feindes auf ihn geschleudert, und zerriß ihn in Stücken!"

Nachdem er diese Worte zu der Herzogin gesprochen, verbeugte er sich vor ihr und verschwand aus dem Zimmer.

Niemand hielt ihn zurück. Eine unheimlich ernste Stimmung hatte sich der ganzen Gesellschaft bemächtigt und Jeder eilte, sich zu entfernen, ohne weiter von seinen Bekannten Notiz zu nehmen.

Sechstes Capitel.

Die junge Gesandtin.

Der schwedische Gesandte, Baron von Staël, empfing heute zum ersten Male in seinem neu eingerichteten Hotel.

Die weiten Räume strahlten von tausend Kerzen, die schönsten Pflanzen aus allen Zonen verwandelten die Vorzimmer in Gärten, und tränkten die Atmosphäre mit den Wohlgerüchen der Tropenländer. Reich galonnirte Diener flogen umher, und besetzten den Fuß der großen Treppe, um hier die Gäste zu empfangen und ihre Namen weiter zu rufen.

In einem der Säle sah man Instrumente aufgestellt und alle Vorbereitungen zu einem Concerte getroffen. Mademoiselle Saint Huberti, die erste Sängerin der großen Oper, wollte die Gesellschaft mit einigen Arien

aus der Oper Dido unterhalten, die sie besonders geschmackvoll vortrug. Die Dame des Hauses hatte diese Wahl selbst getroffen; denn das Schicksal der unglücklichen Königin von Carthago flößte ihr stets das innigste Mitleid ein. Einen bewunderten Helden zu lieben, erschien ihr als ein so großes Glück, daß einen solchen Verlust nicht zu überleben ihr völlig verständlich vorkam.

Jetzt waren alle Vorbereitungen zu dem Feste vollendet, und langsamen Schrittes wandelte der Herr des Hauses mit düsterer Miene durch die noch leeren Räume.

„Ist meine Gemahlin angekleidet?" fragte er den eintretenden Diener.

„Ich werde nachfragen, Herr Baron!" erwiederte dieser und wandte sich um, das Zimmer zu verlassen.

„Ersuchen Sie die gnädige Frau in meinem Namen, sobald ihre Toilette vollendet ist, sich hierher zu bemühen," rief er ihm nach; „die Gäste könnten mit jeder Minute erscheinen."

Kurz darauf eilte eine junge Frau durch die lange Reihe der Prunkgemächer auf ihn zu. Sie war in hellblauem Sammet gekleidet, und trug auf ihrem rabenschwarzen Haare, das in dicken Locken auf den Nacken herabfiel,* ein

* **Portrait inédit de Madame de Staël par un homme de lettres.**

carmoisinfarbenes Gewinde in turbanartiger Form; den Hals, so wie die vollendet schön geformten Arme zierte ein Schmuck von echten Perlen. — Trotz dieser sehr geschmackvollen und kostbaren Kleidung und trotz der Reize, welche die Jugend verleiht, verursachte die Erscheinung der jungen Frau keinen angenehmen Eindruck. — Ihr etwas colossaler Knochenbau, ihr aufgeworfener Mund und ihre groben Züge, verliehen ihrem Aeußern einen Stempel der Gewöhnlichkeit, welcher erst dann verschwand, wenn man dem Strahle dieses herrlichen Auges begegnete und die Worte dieses beredten Mundes vernahm.

Der Gang des Menschen entspricht seinem Charakter; denn er ist ein Ausdruck seines Wesens.

Hastig, mit etwas zu weit gemessenen Schritten, eilte sie jetzt durch die lange Zimmerreihe auf ihren Gemahl zu, der, die Hände auf den Rücken gelegt, ihr Näherkommen erwartete. Als sie ihm schon ziemlich nahe war, blieb sie plötzlich stehen, als besinne sie sich auf etwas, nahm darauf eine steifere Haltung an und gemessener ihm entgegentretend und sich leicht verneigend, sagte sie:

„Sie sehen, ich bin bereit, mein Herr!"

Die Miene ihres Gatten hatte sich bei ihrem Nahen nicht verändert, sie behielt denselben kalten Ausdruck bei, dem sich nur noch ein Schatten von Mißmuth beigesellte.

„Ihre Handschuhe?" sagte er, sie musternd.

Sie blickte überrascht auf ihre Hände herab.

„Ach, mon Dieu! die habe ich vergessen!“ rief sie lachend, doch mit einem Tone, welcher die durch seinen Tadel hervorgerufene Verstimmung verrieth.

„Und Ihr Fächer?“

„Auch der ist in der Eile, Sie aufzusuchen, vergessen worden. Ich werde mir Beides sogleich noch holen.“

Mit diesen Worten wollte sie sich zurückwenden.

„Ich bitte, nein!“ rief der Gesandte, ihr den Weg vertretend. „Sie dürfen sich nicht bemühen, Madame. Es würde an mir sein, Ihnen diesen Dienst zu leisten, wenn mich die Pflicht hier nicht fesselte. Erlauben Sie also, daß ich meinen Kammerdiener sende, Ihnen die vergessenen Gegenstände zu holen. Etienne! Eilen Sie in das Ankleidezimmer der gnädigen Frau und fordern Sie die Handschuhe und den Fächer von der Zofe, mit der Bemerkung, daß ich solcher Nachlässigkeit in ihrem Dienste nicht wieder zu begegnen hoffe.“

Der Diener eilte, den Auftrag auszurichten. Indessen wandte sich der Baron von Staël wieder an seine junge Gemahlin.

„Ich hoffe, daß Sie der Vorschriften der Etiquette eingedenk sind, Madame, welche ich mich bemüht habe, Ihrem Gedächtnisse einzuprägen, und daß Sie das Cere-

moniell nach dem Grade des Ranges der zu empfangenden Personen richtig beobachten werden?" fragte er kalt.

„Ich glaube, Ihrer Mittheilungen, in Bezug hierauf, noch völlig eingedenk zu sein, mein Herr!" versetzte sie sanft.

„Sie werden mich verbinden, wenn Sie es zu vermeiden suchen, irgend einen Verstoß zu machen, Madame," fuhr er in demselben gemessenen Tone fort. „Ich möchte ungern, daß morgen ganz Paris über uns spottete."

„Sie legen großen Werth auf die Meinung der Welt, wo es sich um sehr kleine Dinge handelt, mein Herr," sagte sie, Handschuhe und Fächer aus den Händen des Dieners entgegen nehmend.

„Die Formen, welche die Etiquette der vornehmen Gesellschaft zur Pflicht macht, sind für uns Leute von Geburt keine kleinen Dinge, Madame," erwiederte er höhnisch. „Es ist der Prüfstein einer guten Erziehung."

„Die Begriffe erweitern sich zum Glücke schon in dem Punkte," erwiederte sie ohne alle Empfindlichkeit. „Der junge Adel Frankreichs hat es im Kampfe für die Colonien bewiesen, daß er nach einem andern Ruhme geizt, als dem, ein vollendeter Hofmann zu sein."

„Von diesem Schwindel werden die jungen Herren sehr bald zurückkommen, Madame, und sich dann der

Sporen schämen, welche sie im Kampfe für ein schlechtes Prinzip gewonnen haben. Verlassen Sie sich darauf!"

„Sie verzeihen, mein Herr, wenn ich Ihrer Vorhersagung diesmal lieber nicht Glauben schenke; denn es würde mir weh thun, den endlichen Sieg einer Sache zu bezweifeln, für welche alle meine Pulse schlagen."

„Dann rathe ich Ihnen, recht viel Zuckerwasser zu trinken, um dieser unweiblichen Empfindungen los zu werden," versetzte er mit kaltem Spotte.

„Sie reden so häufig von weiblich und unweiblich, mein Herr, daß es mir lieb wäre, wenn Sie mir einmal genau erklären wollten, welchen Eigenschaften Sie dies Beiwort eigentlich beilegen. Mitunter, ich gestehe es, bin ich schon auf den seltsamen Gedanken gerathen, daß Sie solchen Naturen das Prädikat der Weiblichkeit zugestehen, über die sich eigentlich gar nichts sagen läßt."

„Sie haben die Sache so ziemlich getroffen, Madame. Von einer Frau verlangt man weiter nichts, als daß sie hübsch sei und uns zu gefallen strebe."

„Dann hat die Natur uns freilich eine so angenehme als leichte Aufgabe zugemuthet," sagte sie scherzend.

„Angenehm gewiß; ob leicht, ist fraglich; denn es gehören Reize dazu, über welche nicht jede Frau gebieten kann," sagte er bezüglich.

Der Herr Graf von Artois! hallte es in diesem Augenblicke durch die Räume.

Monsieur und Madame Necker! rief man zu gleicher Zeit, und während der Gesandte dem königlichen Prinzen entgegenschritt, eilte seine Gattin auf ihre Eltern zu, und warf sich unter überströmenden Thränen an die Brust ihres Vaters.

Erbleichend gewahrte Necker diesen Ausbruch des Schmerzes an seinem geliebten Kinde. — Angstvoll flog sein Blick durch den sich jetzt mit Gästen füllenden Saal, ob Jemand den Vorgang bemerkt habe.

„Mein Kind! Meine einzige Tochter!“ flüsterte er ihr mit bewegter Stimme zu. „Um Deines Vaters willen, fasse Dich! Nimm Dich zusammen!“

Sie richtete sich auf.

Da traf ihr Blick den Strahl eines Auges, das leuchtend, wie die ewige Sonne, so rein in das ihrige blickte, und die stumme Sprache der Theilnahme redete, welche ihr Herz in seiner innersten Tiefe auf das Freudigste erbeben machte. Geburt und Schönheit sind die höchsten Güter nicht, jubelte eine Stimme in ihrer Brust und ihre Thränen versiegten. — Sie sah in das Angesicht ihres Vaters hinauf und lächelte.

Der Vicomte von Montmorency trat jetzt an sie heran und flüsterte ihr zu:

„Eilen Sie! Die Herzogin von Polignac wird so eben gemeldet. Sie müssen sie an der Thüre empfangen!"

Sie trocknete das Auge und folgte dem Winke.

„Ich danke Ihnen!" sagte Necker und seufzte hoch auf.

Der Abend schwand schnell und doch auch wieder langsam in Ausübung der noch ungewohnten Pflichten. Mitunter verrieth eine Miene den anwesenden Freunden die große Neigung ihrer jungen Wirthin, mit ihnen zu plaudern; — doch durfte sie dem Verlangen nicht nachgeben.

Der Vicomte von Montmorency entfernte sich nie so weit von ihr, um sie nicht, so oft eine Zerstreuung sie anwandelte, durch ein Wort, oder auch nur einen Blick auf ihrem Posten festzuhalten, und diese kleinen Zeichen des Beifalls und der Ermunterung söhnten sie mit den ihr so unnütz scheinenden conventionellen Phrasen aus.

Beim Abschiede flüsterte ihr Necker zu, wie sehr sie ihn zufrieden gestellt. Sie sah ihn mit schmerzlichem Lächeln an und seufzte.

Er verstand diese stumme Erwiederung.

„Es wird vielleicht das Beste für sie sein, daß wir sie jetzt die Bahn der Oeffentlichkeit betreten lassen," sagte er beim Nachhausefahren zu seiner Gattin.

„Das war stets meine Ansicht," erwiederte Madame Necker.

„Ich hoffte, daß der Glanz ihrer Stellung sie blenden und ihr leidenschaftliches Gemüth beruhigen würde; aber dem ist nicht so. Woran ihr Herz keinen Theil hat, das läßt sie kalt. Arme Germaine! Sie hat zu viel Verstand für eine Frau!"

„Und zu viel Herz für einen Mann!" sagte Madame Necker scherzend.

Ihr Gatte lachte.

„Doch ist sie mir so sehr ähnlich, wird behauptet."

„Mag sein! Denn was man bei Euch Tugend nennt, wird an uns Laster."

„Weil Ihr bestimmt seid, die Schwäche zu repräsentiren."

„Eine Aufgabe, die ich jetzt genügend löse," versetzte sie scherzend, auf ihre Kränklichkeit anspielend.

Siebentes Capitel.

Die berühmte Frau.

Zahlreiche Bücherläden, in denen alle neuen Flugschriften vorräthig waren, zogen sich längs dem Palais Royal hin; bei diesen blieben die Vorübergehenden stehen, sahen die Titel der neuen Werke an, und erstanden die Nummer des Blattes, in welchem ein für sie besonders interessanter Aufsatz enthalten war. Schon zeigte sich die allgemeine Theilnahme für jedes gedruckte Wort, und schon waren diese Alleen eine Bibliothek der Leidenschaften geworden.

Graf Louis von Narbonne trat eines Morgens aus einem dieser Locale, mit einem zusammen gefalteten Blatte in seiner Hand und begab sich damit in das Hotel des schwedischen Gesandten.

Es war noch früh, doch durfte er, als Freund des

Hauses, unangemeldet erscheinen. — Seit ihrer Verheirathung besaß die Tochter Necker's einen Schreibtisch, sie brauchte jetzt nicht mehr stehend und wie im Fluge zu arbeiten, denn ihr Vater erschien nur zu bestimmten Tageszeiten bei ihr und auch nur zu solchen Stunden, wo sie ohnehin nicht mit der Feder beschäftigt sein durfte.

Als Narbonne eintrat, war sie eifrig mit Schreiben beschäftigt, und da sie der Thüre den Rücken zugewandt hatte, bemerkte sie sein Kommen nicht. Er stellte sich daher dicht hinter ihren Sitz, ohne daß sie ihn hörte und über ihre Achsel blickend, las er laut aus dem vor ihr aufgeschlagenen Manuscripte: Montmorency, Tragödie in fünf Acten. — Cardinal Richelieu. —

Sie schlug rasch das Heft zu, schob es bei Seite und sah sich um.

„Wie unbescheiden! An dieser That schon erkannte ich Sie," rief sie lebhaft, indem sie aufstand. — „Solche kleine Züge Ihres Charakters beweisen mir wieder aufs Neue, Narbonne, wie wenig Sie zum ersten Republikaner taugen. Sie wollen kämpfen, wollen verjährte Vorurtheile umstürzen; doch gehorchen wollen Sie nicht, in jedem Individuum den Menschen erkennen und ehren, das liegt Ihnen fern, nur ein Blatt am Baume zu sein, sagt Ihnen nicht zu. — Ach! Narbonne, wenn ich Ihnen doch die Leidenschaft einhauchen könnte, die das ganze Herz durchglühen

muß, wenn man sich begeistern soll für eine große Sache! — Sie reden die Sprache, welche das ausdrückt, was ich empfinde; doch ist mir dabei immer zu Muthe, als wäre Ihre Seele nicht bei dem, was Sie aussprechen."

„Und diese ganze Fluth von Vorwürfen trifft mich so früh am Morgen, so ganz unvorbereitet, so ganz unverdient, — wenn ich mir erlauben darf es zu sagen, — nur weil ich voreilig einen Namen genannt, der — Ihnen mißfällig ist, wie es scheint!" sagte er, sie lächelnd mit seinen schönen Augen messend.

Sie erröthete. Es zu verbergen, nahm sie einen Sessel und winkte ihm, gleichfalls Platz zu nehmen. — Langsam folgte er ihrem Winke und zog während dem das in seiner Tasche verborgene Blatt hervor und entfaltete es. Sie sah seinem Vorhaben aufmerksam zu.

„Was bringen Sie uns? Was haben Sie damit vor?" fragte sie lebhaft, als sie bemerkte, daß er mit den Augen einer besonderen Stelle nachforschte. —

„Trotz meiner vielen Fehler und der unverzeihlichen Kälte meines Herzens, nehme ich doch einigen Theil an dem Wohl und Wehe meiner Freunde, und um der Frau Gesandtin dies zu beweisen, bin ich bei grauendem Morgen zu ihr geeilt, damit Sie durch mich zuerst den Aufsatz erhalte, welcher den Briefen über den Charakter und die Schriften Rousseau's gewidmet ist."

„Mein Gott! Was sagt man!" rief sie fast ohnmächtig vor Aufregung und die Farbe mit jeder Secunde wechselnd.

„Was sonst, als daß Sie die geistreichste Frau des Jahrhunderts sind, daß es wunderbar ist, in Ihrem Alter mit dieser Einsicht über einen Mann wie Rousseau zu schreiben, daß Ihr Styl vortrefflich ist, daß Sie so warm als hinreißend den Charakter des seltsamen Mannes schildern, — kurz, daß Sie Alles das sind, was Ihre Freunde stets in Ihnen erkannt haben, nur Eins wirft man Ihnen dabei vor, —" er zögerte fortzufahren.

„Um Gottes willen," rief sie zitternd, „nennen Sie es — sagen Sie mir, wessen man mich anklagt."

„Daß Sie dem Grafen Louis von Narbonne keine Gerechtigkeit widerfahren lassen und ihm in Ihrem Herzen die Stelle vorenthalten, welche er zu verdienen glaubt."

„Ist es das?" sagte sie, hoch aufathmend und wie von einer Centnerlast erleichtert, während sie ihm ihre schöne Hand hinreichte, die er an seine Lippen drückte.

„Sie nehmen diese Anklage sehr leicht, wie es scheint?" sagte er vorwurfsvoll, sie mit seinen schönen Augen schelmisch messend.

„Ich weise sie als ungerecht zurück," erwiederte sie heiter, „denn meine Freundschaft strebt so hoch für Sie,

daß Ihnen erst noch Flügel wachsen müssen, bevor Sie den Höhepunkt erreichen, wohin ich Sie stellen möchte."

„Damit es mir wie Ikarus ergehe? — Nein, nein! Die Sonne Ihrer wundervollen Augen hat bereits in einem Grade an mir gezündet, daß ich mich hüten werde, noch anderen Strahlen mich zu nähern; denn sonst möchte bald ein Häuflein Asche aus mir werden."

„Das würden die Pariser Damen der Sonne nicht verzeihen."

„Haben Sie es nicht Ihnen verzeihen müssen?"

„Weil das Licht aus meinen Augen nichts an Ihnen verzehrt hat. Sie sind nach wie vor der unwiderstehliche Narbonne geblieben."

„Sie spotten meiner," sagte er kleinlaut und sah sie schmachtend dabei an.

„Doch, während wir so schöne Zeit verplaudern, hätten Sie mir den Aufsatz lange vorlesen können," rief sie, mit einem Male wieder zu dem Gegenstande ihrer Besorgnisse übergehend, aus. „Bin ich darin genannt?—Spricht man von mir persönlich? Oder ist nur im Allgemeinen der Verfasserin jener Briefe Erwähnung geschehen?"

Narbonne bewegte mißbilligend sein Haupt. „Oh! Ueber das Unglück, einer berühmten Frau zu Füßen zu liegen!" rief er mit komischem Pathos aus. „Die schönsten Momente raubt sie uns durch die Beschäftigung mit dem

Gegenstande ihres Ehrgeizes, zu dem sie keinen von uns Männern erheben will!"

„Sie machen mich heute fast ungeduldig, Narbonne," rief die junge Frau unmuthig und sprang auf, um das Blatt aus seiner Hand zu nehmen. „Glauben Sie denn, daß es eine Kleinigkeit ist, der Oeffentlichkeit Preis gegeben zu sein? In jeder Minute seine Brust wehrlos den tausend Pfeilen bieten zu müssen, welche die Bosheit ungestraft auf mich richten kann? — Habe ich es nicht an meinem Vater erfahren, wie theuer man diesen Ruhm erkaufen muß? Er ist aber ein Mann. — Das Weib ist leicht verletzlich, es hat keine schützende Stellung durch einen schon erworbenen Namen, es kann sich nicht verstecken hinter Thaten, die kein Leumund mehr vernichten darf. Uns redet nichts das Wort, als eben unsere Schwäche. Was uns verletzlich macht, das eben macht uns stark und heischt für uns die Schonung Eures Geschlechtes. — Ihr aber seid nicht großmüthig, wenn Ihr uns kränken wollt. Ihr nehmt dann jede Waffe, die sich bietet, und seht die Wunde nicht, die Eure Grausamkeit noch tausendfach für uns vergrößert. Ich fühle schon, wie es mich schmerzen wird, wenn Jeglicher nach diesem armen Herzen zielt und selbst mein Herzblut nicht mein Herz mir retten kann."

Sie hatte sich bei diesen Worten in den Armstuhl zurückgelehnt und die Augen geschlossen, unter deren Lidern

die großen Tropfen langsam über ihre Wangen in ihren Schooß rannen.

„Aber ist es denn möglich!" rief Narbonne, entsetzt vor dem Anblicke dieser Thränen, die er gleich vielen Männern nicht sehen konnte. „Sie, mit Ihrem klaren Verstande, wollen am Tage Gespenster sehen? — In dem ganzen Aufsatze ist auch nicht ein Wort des Tadels enthalten. Nur Lob und zwar das höchste Lob ist Ihnen gespendet. Wenn die Tochter Necker's als Schriftstellerin auftritt, wenn sie in so ernstem Sinne, wie es diese Briefe zeigen, die Feder ergreift, so wird sie nicht nur Aufsehen, so muß sie Bewunderung erregen, und das nicht allein in Frankreich, sondern die ganze Welt wird ihr diese zollen. — Ihr Herr Vater mag stolz sein, nicht allein den eigenen Ruhm zu genießen, sondern nun auch noch die geistreichste Frau der Erde seine Tochter zu nennen. Das wird seine Wünsche krönen."

Sie hatte sich während seiner Rede aufgerichtet und ein Lächeln breitete sich jetzt über ihre Züge.

„Ach! Narbonne! Wie sehr verkennen Sie meinen Vater!" rief sie aus. „Er wahrlich wünschte keinen Ruhm für mich, und wenn er mich ermuthigt hat, mit meiner Arbeit vor das Publikum zu treten, so geschah es wohl nur, weil — es mir einen Ersatz für ein verfehltes Glück der Ehe bieten sollte. Die Frau, die nicht aus Neigung sich

vermählt, ist ewig zu beklagen. Ich würde meine Tochter zwingen, den Mann zu wählen, den sie liebt.* — Nur neben dem geliebten Manne ist die Frau an ihrem Platze, nur durch das Auge ihres Helden darf sie die Welt erblicken, nur mit ihm gehen, nur für ihn handeln ist ihr Beruf, ist ihre Pflicht. Was sie sonst leiste, so fühlt sie sich allein. Sie kann für ein Prinzip nicht leben, sie kann sich keiner großen Sache weihen, als durch den Mann, den sie erkoren. — Mein Vater konnte seiner Tochter kein solches Glück gewähren; darum hat er sie jetzt verleitet, den Ruhm zu suchen."

Narbonne wanderte leidenschaftlich bewegt auf und ab. — Plötzlich blieb er vor ihr stehen.

„Nur ein Jahr früher hätten wir uns kennen sollen, wie anders wäre unser beiderseitiges Loos gefallen, was hätten Sie aus mir gemacht!"

Sie blickte ihn eine Minute lang prüfend an.

„Also nur darum?" rief sie dann lächelnd aus. „So werden Sie denn nichts verlieren, Narbonne, denn was die Freundin Ihnen leisten kann geschieht gewiß. Ich aber möchte Jemand kennen, der aus mir etwas machte!"

„Aus Ihnen!" fragte er verwundert.

* Madame Necker de Saussure.

„Aus mir," wiederholte sie. „Ich will gehoben sein, nicht heben."

Indem öffneten sich die Flügelthüren weit und der Diener rief herein: „Der Herr Baron von Staël!"

Gravitätisch schritt der Gesandte von Schweden in das Zimmer, verbeugte sich kalt vor Narbonne und wandte sich dann zu seiner Gattin.

„Man gratulirt mir zu dem Ruhme, welchen sich meine Gemahlin als Schriftstellerin erworben; darf ich diese Glückwünsche annehmen, Madame."

„Sie dürfen es, mein Herr," erwiederte seine Gattin eben so förmlich.

„Ich hoffe dann wenigstens, daß Ihnen diese Mühe hinreichend belohnt werde," fuhr er mit kaltem Spotte fort. „Treten Sie einmal in die Reihen der arbeitenden Classen, so verdienen Sie, so gut wie Jeder, Ihre Bezahlung."

„Die Buchhändler in Frankreich werden mich nicht weniger liberal besolden, wie Sie Ihr König besoldet, mein Herr. Der einzige Unterschied ist nur, daß Sie dort dienen müssen, während ich hier bedient werde."

„Sie ziehen eine sonderbare Parallele. — Indessen! man lernt es bei Ihnen, Vieles zu übersehen."

Er grüßte eben so kalt, wie bei seinem Eintritt und verschwand.

„Ach Narbonne! welch eine Welt voll Vorurtheile!"

rief Frau von Staël, so wie sie allein waren. „Wie Jean Jacques Rousseau finde ich meinen Platz nicht mehr auf dieser Erde. Ich weiß nicht, wohin ich gehöre. Und jetzt erst gar nicht mehr, seitdem die Autorschaft mich drückt. Die Frauen schelten, daß ich sein will, was sie alle wären, wenn ihnen Gott Talent verliehen hätte. Was sie nicht leisten können, das tadeln sie in Anderen; nur weil die Trauben sauer sind.* Und was die Männer anbetrifft, so sind sie gern bereit, ein kleines Talent an einer Frau zu loben, nur muß sie sich nicht auf die Felder wagen, wo sie Gebieter sind. Sind wir so kühn, uns neben sie zu stellen, so ist es gleich mit ihrer Gunst vorbei. — Ach! Ein schweres Schicksal ist es, Frau zu sein. Ich beklage tief mein eigenes Geschlecht! Berufen von der Natur, unser Glück von den Männern abhängig zu machen, finden wir in diesen unsere Tyrannen, und, was schwerer noch zu tragen ist, sie rauben uns, um unserer Liebe willen, Ruf und Ehre. — Ich sehe täglich mehr, wie schwer Euch gegenüber unsere Stellung ist, und hauptsächlich noch darum ist, weil wir Frauen uns gegenseitig nicht vertreten wollen, weil Jede gleich den Stein auf die Mitschwester zu werfen bereit ist. Doch genug der Klagen. — Ich will zu meinem Vater gehen und an seiner Brust mich ausruhen, aus seiner

* Notizen über Frau von Staël.

Liebe neuen Muth zum Leben schöpfen, mich dadurch stählen, die Dornen nicht zu fühlen, welche unter den Rosen weiblichen Ruhmes versteckt wuchern. — Begleiten Sie mich zu ihm, Narbonne?"

Sie fanden Necker in sehr aufgeregter Stimmung. Herr von Calonne, der damalige Minister von Frankreich, hatte durch seine goldenen Versprechungen den Hof, so wie das ganze Land in süße Träume gelullt, aus denen sie jetzt grausam erweckt wurden.

Die Notabeln waren einberufen und in seiner Antrittsrede erklärte er, daß er Frankreich unrettbar vorgefunden und er darum nicht gezögert habe, die letzte Planke unter den Füßen zu lockern, weil dann die äußerste Nothwendigkeit, ein Muß, das keinen Ausweg biete, zu Reformen führen werde, gegen welche sonst ein großer Theil der Nation sich noch sträuben würde.

Bis jetzt habe jeder Minister den König sowohl, wie das Volk getäuscht, selbst Necker nicht ausgenommen; sein Rechenschaftsbericht, welcher eine so hohe Bewunderung erregt, ziele nur darauf hin, durch runde Summen das Auge zu bestechen. —

Diese Anklage hatte Necker auf das Empfindlichste betroffen. — Er konnte es nicht ertragen, seinen Charakter auf diese Weise angegriffen zu sehen, und eilte, sich durch eine Gegenschrift zu rechtfertigen. Seine Tochter warnte

ihn, sich damit nicht zu übereilen; denn vielleicht berufe man ihn gerade jetzt an Calonne's Stelle. Doch blieb er allen Vorstellungen unzugänglich.

Ihr eigenes Interesse trat natürlich vor dieser Angelegenheit in den Hintergrund. Sie schwieg darüber, nicht allein weil der Moment es gebot, sondern auch weil sie sich selbst vergaß, so bald sie ihren so sehr geliebten Vater leiden sah. — Bald sollte sie noch schmerzlicher durch seine Verhältnisse berührt werden.

Necker reichte dem Könige ein Memorandum ein, in welchem er die Richtigkeit des Compte rendu nachwies und ließ diese Schrift zu gleicher Zeit durch den Druck veröffentlichen und in ganz Paris verbreiten. Dieser Schritt mißfiel Ludwig XVI. dermaßen, daß er ihn augenblicklich auf vierzig Meilen von Paris verbannte.

Als diese Nachricht zu seiner Tochter Ohr gelangte, gerieth sie außer sich. — Ihr Jammer erfüllte das ganze Hotel, ihre Leute wußten nicht, wie sie ihr Beistand leisten sollten, sie hatten keine Vorstellung von einem Unglücke, das diesen rücksichtslosen Schmerz hervorrief. Ein Exil war damals noch eine so unerhörte Sache, daß Frau von Staël den Gedanken nicht ertragen konnte, ihren theuren Vater die Strafe eines Verbrechers erdulden zu sehen.

So wie sie sich gefaßt, bestellte sie ihren Wagen und begab sich in die Wohnung ihrer Eltern. „Ich gehe mit

Dir, mein Vater!" rief sie diesem entgegen. „Deine Tochter theilt Deine Verbannung mit Dir."

Necker sah sie gerührt an. Er wußte, wie sehr sie Paris liebte, wie sehr die Gesellschaft ihr Bedürfniß war, wie schwer es ihr fallen würde, die Freunde zu verlassen, deren täglicher Umgang zu ihrem Leben gehörte. Seine Vorstellungen, ihm dies Opfer nicht zu bringen, blieben fruchtlos; sein Einwand, daß ihr Gatte sie vermissen werde, rief nur ein trauriges Lächeln auf ihre Lippen.

„Herr von Staël ist zufrieden, wenn ihm nur das Hotel, in dem wir wohnen, bleibt," erwiederte sie mit leisem Spotte. „Er vermißt mich nicht, sobald ich ihm den Comfort seiner Einrichtung zurück lasse. — Meine Freunde aber werden mir jetzt beweisen können, ob ich ihnen etwas gelte, indem sie mich in der Verbannung aufsuchen."

Necker mußte endlich ihrem Wunsche nachgeben und sie eilte nun, ihre Vorbereitungen zur Abreise zu treffen.

Am Abend versammelte sich ein kleiner Kreis von Bekannten bei ihr. Heiter verplauderte man die Stunden, und erst als der Augenblick des Abschiedes kam, fiel es schwer auf ihr Herz, daß sie nun vielleicht auf lange von ihr schieden. Wehmüthig reichte sie Allen ihre Hand und nickte ihnen den Gruß des Abschiedes; denn Worte fand ihr Herz nicht dafür. Jetzt hatten sie sich entfernt, nur Montmorency war noch zurück geblieben. Unschlüssig stand

er an der Thüre und suchte nach einem passenden Abschiedswort. Stumm und bleich stand die junge Frau ihm gegenüber.

„Germaine!“ sagte er leise, „darf ich Sie begleiten?“

„Wenn mein Vater Ihnen einen Platz in seinem Wagen geben will,“ erwiederte sie mit vor Bewegung zitternder Stimme, und senkte ihre Augen zu Boden, die Thränen zu verbergen, welche sie füllten.

„So scheiden wir noch nicht. Auf Wiedersehen also.“

Sie reichte ihm die Hand, welche er ehrfurchtsvoll an seine Lippen preßte.

Als sich die Thüre hinter ihm schloß, trat sie an das Fenster und horchte auf das Rollen seines Wagens. „Er hat sich bewährt,“ rief eine tröstende Stimme in ihrer Brust und dankbar richtete sie das umwölkte Auge zu den Sternen empor. Lange wanderte sie dann noch in den stillen Räumen umher, und ließ die Erinnerung der verlebten frohen Stunden noch einmal in sich auftauchen, bevor sie sich von einer gewohnten und darum lieb gewordenen Umgebung lossagte.

Achtes Capitel.

Necker's zweites Ministerium.

In einem großen, hell erleuchteten Gemache, dessen Fenster in einen Garten hinaussahen, waren mehrere Personen um eine große, schlanke, noch jugendlich aussehende Frau versammelt, deren geisterhafte Blässe eine höchst zarte Gesundheit verrieth. Ein nervöses Zucken ihrer Züge und vorzüglich ihres Mundes deutete, wenn sie nicht sprach, ihr Leiden an. Doch war sie immer noch schön zu nennen, trotz dem, daß der Tod seinen markigen Finger auf diese Stirne gelegt hatte.

Herr Necker war nach Paris zurückgekehrt, um zum zweiten Male die Rettung des Staates zu versuchen, und seine Gattin empfing an diesem Abend die Glückwünsche ihrer Bekannten, welche eilten, ihre Freude über dies Ereigniß an den Tag zu legen. Paris, ja ganz

Frankreich jubelte heute mit ihnen, in der Hoffnung eines neuen Tages für das gesunkene Vaterland.

Madame Necker lächelte ihren Gatten freundlich an; denn sie las es in seinem Auge, wie befriedigt er sich fühlte, seine Mission noch nicht geendigt zu wissen. Wer einmal die Macht gekostet, welche ein weites Feld der Thätigkeit dem Manne verleiht, der großen Plänen nachzuleben vermag, wird schwerlich je mit Neigung zu den kleinen Sorgen für den eigenen Herd zurückkehren.

Man hatte um einen großen runden Tisch Platz genommen, den eine große Sammetdecke, geziert mit goldenen Franzen, bedeckte. Ein silberner, mit zwölf Armen versehener Leuchter sandte sein Licht auf die Umsitzenden. — Die junge Gesandtin von Schweden hatte ihren Platz neben ihrem Vater gewählt, wo sie stets am liebsten weilte. — Ihr glühendes Auge hing an ihm, während er sprach, als wollte sie mehr noch seine Meinung aus seinen Zügen lesen, als sie seinen Worten entnehmen.

Necker war jetzt ein Mann von fünfundvierzig Jahren, also in der Blüthe seiner Kraft. — Nicht groß von Gestalt, schien er es jedoch zu sein durch den kräftigen Wuchs und die aufrechte Haltung seines Kopfes, den er stets dem Himmel entgegen trug. Seine hohe, eckige Stirne leuchtete von Intelligenz, keine Falte zog sich um seine Augenwinkel zusammen, sein ganzes Aussehen war das eines

Menschen, den die Zeit noch nicht berührt hat. Sein Auge blickte dabei so mild und zärtlich — besonders wenn es auf seine Tochter fiel — daß man seinem Charakter eine zu große Weichheit hätte zuschreiben mögen. Auch sagte Lavater von ihm, er habe etwas von einer Frau an sich; neben seiner großen Combinationsgabe, die dem Geschlechte allerdings nur zu fern liegt.

Madame Necker allein hatte nicht Platz genommen, denn ihre Gesundheit erlaubte ihr schon seit längerer Zeit nicht mehr, ruhig auf einer Stelle zu verweilen. So wanderte sie denn von einem ihrer Gäste zu dem andern, und suchte durch ein glücklich hingeworfenes Wort, durch eine richtig eingestreuete Bemerkung die Unterhaltung zu beleben und ihr die Richtung zu geben, welche sie, mit feinem Takte weisend, der allgemeinen Stimmung günstig fand.

Diese Kunst hatte Frau von Staël immer noch nicht gewonnen. — Mit dem wärmsten Herzen von der Natur beschenkt, blieb sie doch stets zu sehr ein Kind des Augenblickes, um behutsam die Worte zu wählen, bevor sie ihrer Lippe entflohen, und ohne es zu wollen und zu wünschen, kränkte sie den Andern auf tausendfache Weise, bevor sie selbst es inne geworden. So auch heute.

Eben ergriff sie das Wort und erzählte die Geschichte von dem Portrait Karl des Ersten, das der Graf von Artois heimlich in das Zimmer des Königs gestellt, an dem

Tage, wo Necker die Generalversammlung vorgeschlagen. Wie wenig angenehm diese Anekdote dem Ohre ihres Vaters sein konnte, übersah sie im Augenblicke gänzlich. Hingerissen von ihrem Gegenstande, wie das stets der Fall bei ihr war, trug sie die Begebenheit mit der größten Lebendigkeit des Ausdruckes vor, der sich noch steigerte, als sie die Blindheit der Königlichen Familie schilderte, welche das Verderben in einer Maßregel zu erblicken meinte, welche einzig ihre Rettung zum Zwecke haben konnte, und auch gehabt haben würde, wenn sie, statt der Nothwendigkeit zu gehorchen, dieser aus eigenem Antriebe zuvorgekommen wäre.

„Mein Vater allein zeigte ihnen den Weg zur Rettung," fuhr die junge Gesandtin mit laut erhobener Stimme fort. — Und was, glauben Sie wohl, that der Graf Artois in Folge dessen? — Als er bemerkte, daß seine Lehre ohne Wirkung blieb, ließ er das Gemälde wieder aus dem Zimmer des Königs fortnehmen und an dessen Stelle einen Kupferstich legen, der die Hinrichtung Karl's I. zum Gegenstande hatte."

„Was sagte der König dazu?" fragte Marmontel.

„Nichts. Auch dieses Mal blieb die Deutung unbeachtet. Ist es aber nicht wunderbar, daß sich der Unwissenheit, ja der Dummheit, eine solche Dreistigkeit beimischen konnte?"

Hier wurde sie durch den Eintritt eines neuen Gastes unterbrochen. Der Diener meldete die Marquise von Sillery und die Gräfin Genlis trat ein.

Eine allgemeine Pause entstand.

Madame Necker schritt ihr indessen entgegen, nahm sie bei der Hand und führte sie zu einem Sitze, wo sie sie auf das artigste und verbindlichste unterhielt. Frau von Staël folgte ihrem Beispiele hierin nicht. Sie stand auf und gesellte sich zu einer Gruppe von Männern. Seit sie die berühmte Frau in Bellechasse aufgesucht, hatte sich vieles geändert. Damals führte ihre Mutter sie hin, um ihr die Verfasserin von Adele und Theodore zu zeigen, ein Buch, das sie eben mit großer Begeisterung erfüllte, und sie begierig machte, dem Autor den Tribut ihres Enthusiasmus zu entrichten. — Mit welcher Bewunderung hatte sich Germaine Necker vor der berühmten Frau geneigt und die Hand geküßt, welche ihr so köstliche Stunden bereitet. — Die Jahre, welche zwischen jenem Tage und heute lagen, hatten diese Wärme gekühlt.

Frau von Genlis hatte sich laut und rücksichtslos über die Familie Necker ausgesprochen, und war in ihrem Tadel nicht karg gewesen. — Diese Aeußerungen wurden den Betheiligten hinterbracht und von Frau von Staël nicht vergessen. Jede persönliche Beleidigung verzieh sie leicht, sie kannte keinen Haß und keine Rache, wo es sie

selbst galt, aber im Punkte ihrer Eltern war es ein Anderes. Was diesen Uebeles zugefügt worden, verletzte sie zu tief, um es je verschmerzen zu können. Sie ergriff daher jetzt den Arm ihres Vaters und zog ihn mit in die von ihr angeknüpfte Unterhaltung. Ohne schön zu sein, schien sie es heute zu sein. Sie trug ein einfaches Kleid von schwarzem Sammet, wodurch die schönen Arme und Hände vortheilhaft gehoben wurden, ihr Auge leuchtete von kindlicher Liebe und einer Begeisterung, die allem Schönen und Guten glühend zugewendet war, und die erste Jugend, mit ihren Hoffnungen und ihrem Glücke, goß über das Alles noch jenen unnachahmlichen Zauber, den spätere Jahre nie wieder zurück führen können. Sie war heute ganz ihre Corinne.

Die Unterhaltung zwischen Frau von Genlis und Madame Necker war indessen sehr lebhaft geworden, und der Name Voltaire schallte zu ihnen herüber. — Wie immer von dem Gefühle des Augenblickes beherrscht, war Frau von Staël auch jetzt sogleich auf das lebhafteste interessirt zu wissen, warum es sich handele, und trat sogleich der Gruppe näher, um ihr Ohr zu leihen.

Frau von Genlis schien lebhaft erregt, ihre schönen Augen leuchteten, ihr bewegliches Mienenspiel deutete an, daß der Gegenstand des Gespräches ihr nicht gleichgültig sei. Madame Necker, in ihrer einfachen

weißen Kleidung, ohne allen Schmuck, in Haltung und Ton sanft und gemessen, bildete in jedem Bezug einen auffallenden Gegensatz zu der ihr gegenüberstehenden Weltdame, welche jetzt um eine Ansicht mit ihr kämpfte, welche dem berühmten Verfasser der Henriade galt.

„Sie nennen Voltaire einfach," sagte Madame de Genlis; „kann das sich mit dem vertragen, was ich von ihm in Ferney gesehen habe, mit diesem abscheulichen Bilde, wo er in den Wolken thront, zu seinen Füßen eine Menge Personen haltend, die sich seine Ungnade zugezogen haben; und diese abscheuliche Schmiererei hängt er bei sich auf und verweist einen prächtigen Correggio in das Vorzimmer, wo kein Strahl des Lichtes auf ihn fallen kann. Der deutsche Maler Ott war mit mir da und hat diesen Greuel gesehen. Nennen Sie das einfach sein?"

„Sie haben mich mißverstanden, Madame," erwiederte Madame Necker. „Ich meinte mit einfach vielmehr natürlich, ich meinte, daß er vor sich selbst wahr sei, sich gäbe, wie er fühle. Zum Beweis für diese Behauptung erlauben Sie mir, Ihnen einen Brief von ihm vorzulesen, den er mir, in Bezug auf seine Statur, schrieb."

Sie eilte in das nächste Zimmer und kam gleich darauf mit einem Blatte zurück, das sie vorlas. Es lautete:

„Ich zähle sechzig Jahre, Madame, und bin kaum von einer großen Krankheit erstanden. Mr. Pigalle soll,

wie man mir sagt, mein Gesicht modelliren; aber, Madame, bedarf es dazu nicht vor Allem, daß ich ein Gesicht aufzuweisen habe? — Sie würden kaum noch den Ort finden können, wo es einstmals gewesen; meine Augen liegen drei Zoll tief in ihren Höhlen; meine Backen gleichen altem Pergamente, das unordentlich über meine Knochen geworfen ist; meine wenigen Zähne wackeln in meinem Munde. Was ich Ihnen da sage, ist kein Ausdruck meiner Eitelkeit; es ist die reine Wahrheit. — Nie hat ein Mensch in meinem Zustande einem Bildhauer gesessen; Mr. Pigalle würde glauben, daß man seiner spotten wolle, und ich muß gestehen, daß meine Selbstachtung mir nicht gestattet, mich in diesem Zustande seinen Blicken bloß zu stellen ꝛc."

„Nun," fragte Madame Necker, als sie diese Zeilen beendigt, „nennen Sie dies nicht sich aller Eitelkeit entkleiden, wenn man im Stande ist, auf diese Art sich selbst zu schildern?"

„Ich muß Ihnen leider bekennen," erwiederte Madame de Genlis lächelnd, „daß ich auch jetzt noch nicht bekehrt bin. Es thut mir wahrhaft leid, Ihrer Meinung nicht beistimmen zu können, weil ich Sie zu hoch schätze, um nicht eine besondere Befriedigung in der Uebereinstimmung unserer Ansichten zu finden; aber diesmal ist es mir durchaus unmöglich, meine Meinung zu ändern."

Sie sagte dies auf eine so liebenswürdige, verbindliche

Art, daß Madame Necker, geschmeichelt, ihr die Hand wie zur Versöhnung bot und sie bat, des kleinen Streites nicht weiter zu gedenken.

„Bei meiner Bewunderung für jedes bedeutende Talent, müssen Sie es mir nachsehen, wenn ich die Abwesenden und wie viel mehr noch die Todten, warm in meinen Schutz nehme," sagte sie freundlich. „Les absents ont toujours tort. — Der Tod befestigt alle Freundschaft; denn er macht die Tugenden der Person, welche uns theuer ist, unsterblich; unsterblich in unserm Herzen zum wenigsten.*

Wir können zufrieden sein, wenn wir Alle einst solche Freunde zurücklassen," erwiederte Madame de Genlis verbindlich, und empfahl sich, indem sie unbemerkt, wie es damals Sitte war, der Thüre zuschritt, um, ohne die Gesellschaft zu stören, daraus zu verschwinden.

So wie sie sich entfernt, erhoben sich mehrere Stimmen in lautem Tadel über sie und unter diesen vorzugsweise Frau von Staël. Man scherzte über den Besuch der Frau von Genlis in Ferney und über den Empfang, welchen ihr der Patriarch angedeihen lassen. Alle Welt war mit den näheren Umständen dieser Scene bekannt und

* **Mélanges de Madame Necker.**

Jeder beeiferte sich, den Gegenstand derselben durch Erläuterungen lächerlich zu machen.

„Wie konnte Voltaire eine so berühmte Dame auch ohne Thränen der Rührung bei sich empfangen?“ hieß es.

„Hatte sie nicht Straußfedern angesteckt?“ fragte ein Zweiter.

„Die ihr abfielen, als sie die lange Allee zu Fuß hinauf wandern mußte,“ sagte ein Dritter.

„Aber er küßte sie, wenn ich nicht irre.“

„Ja; aber ohne gerührt zu sein, was half da der Kuß?“

„Nicht gerührt zu sein, wenn man einen deutschen Ott mitbringt, der ein berühmter Maler ist,“ warf Frau von Staël dazwischen.

Madame Necker sagte nichts; aber ein vorwurfsvoller Blick traf ihre Tochter. — Sie konnte diesen Ton nicht billigen, es nicht leiden, wenn die Gesellschaft sich auf solche Art an einem Abwesenden rächte. Wenn der Tod den Menschen so träfe, sagte sie oft, mit welchem Gesichte würde er in der Ewigkeit erscheinen?

Herr Necker kannte seine Gattin zu gut, um nicht sogleich zu bemerken, daß sie bei dieser Unterhaltung litt, und stets bemüht, ihr jedes peinliche Gefühl zu ersparen, wußte er durch eine geschickte Wendung von diesem Gegenstande abzubrechen.

„Madame de Genlis hat völlig Recht, sich über Voltaire zu beklagen," sagte er. „Wie hieß es doch in der Predigt des Abbé Raynal? — Die Wahrheiten der christlichen Religion sind so einleuchtend, daß Jupiter selbst bekehrt sein würde, hätte er sie hören können."

„Köstlich!" rief Frau von Staël. „Vortrefflich! Unser guter Raynal hätte uns mit seiner Beredtsamkeit um den ganzen Olymp gebracht, wären die Götter seine Zeitgenossen gewesen! — Le silence du peuple est la leçon des rois. Wie erstaunt mögen seine Zuhörer gewesen sein bei so schlagender Beweisführung. — Der Schleuderer des Blitzes das Beichtkind des Abbé Raynal!"

„Es würde kein kurzes Sündenregister gewesen sein, womit der Beherrscher des Himmels sein verschwiegenes Ohr beschwert hätte," sagte Necker lächelnd.

„Man darf aber nicht vergessen, daß Jupiter seine Beichte auf lange aufgespart hatte," bemerkte seine Gattin, der die Wendung des Gespräches höchst erwünscht war. „Ich muß dabei an jene alte Dame denken, welche zu Fontenelle kam, und ihn damit anredete: Nun, Monsieur, wir leben immer noch? — Stille, sagte Fontenelle, seinen Finger auf den Mund legend, sagen wir nichts davon, Madame, sie haben uns vergessen."

„Das wäre so übel nicht," lachte Marmontel. „Mir

wäre es gar nicht unangenehm, mit dem Tode Verstecken zu spielen. Ich sage nicht, wie Maupertuis: daß ich bleich bin wie der Tod, und traurig wie das Leben. Mir gefällt es immer noch in dieser Welt, trotz aller ihrer Mängel."

„Das sieht man Ihnen an," erwiederte Necker, mit schelmischem Blicke auf seine runde Figur. „Dabei fällt mir aber eine noch bessere Geschichte ein. Ein Capuziner predigte eines Tages über die Wunder der Natur. Meine Brüder, sagte er, Ihr seid verwundert über manche Dinge, während wieder andere Euch scheinbar nicht berühren, die im Ganzen doch viel wichtiger sind. So z. B. bewundert Ihr die Sonne, und schätzt den Mond nur wenig; doch leuchtet Euch der letztere, wenn sonst die finstere Nacht Euch schrecken würde, während die Sonne nur am hellen Tage zu Euch dringt. — Seine Zuhörer wurden seitdem gerechter gegen das Gestirn der Nacht."

„Der Capuziner war mit der Natur der Dinge vertraut," rief Frau von Staël. „Wir hätten ihn mit Buffon bekannt machen müssen."

„Große Irrthümer gehen stets mit großen Wahrheiten Hand in Hand," fiel Madame Necker ein. „Ist Ihnen nicht die Geschichte von jenem Trunkenbold bekannt, der einen Gast einlud, und sich wundernd, warum er der Flasche nicht zuspreche, ihn fragte, aus welcher Ursache er nicht trinke? Weil ich nicht durstig bin, antwortete Jener. —

Was haben Sie denn vor den Thieren voraus, erwiederte der Trinker, wenn Sie nur trinken, sobald sie der Durst quält? Darauf ließ sich nun freilich nichts erwiedern."

„Das finde ich auch," sagte Necker. „Der Mann hatte Recht; obwol er nicht Recht hatte. Es geht damit, wie mit Buffon. Er kennt das Weltall; aber nicht die Welt. — Je mehr man weiß, je größer der Umfang unserer Kenntniß, je leichter gerathen wir an jene Grenzen, wo wir die Antwort schuldig bleiben müssen."

„Oder auch sie nicht erhalten," fiel seine Tochter ein. „Als Gott dem Menschen die Vernunft verlieh, rief er ihn zum Kampfe mit aller Wahrheit, für alle Wahrheit auf. Die Ermuthigungen also zum Suchen und Forschen sind von der Vorsehung in unser Herz gelegt; sie will es, daß wir wollen sollen. Vielleicht wird es uns zum Wohle Aller auferlegt, unser Nachdenken, wie unser schönstes Capital, an eine große Sache zu wagen; aber schwer ist es, in den Irrgängen unseres Geistes den Punkt zu sondern und festzuhalten, der das Richtige bezeichnet; darum auch heißt es, es sei das Irren menschlich. Nicht das Suchen und Forschen ist es, sondern das Stehenbleiben, ohne daß wir versichert sind, die Wahrheit sei schon mit uns."

Ihre Augen leuchteten, wie begeistert schlug sie sie zur Decke empor und schien die Umgebung ganz vergessen

zu haben. Ihr Vater zog sie sanft an sich und betrachtete sie mit zärtlichem Ausdrucke.

„Wie mit der Wahrheit, geht es auch mit unserm Glücke," fuhr sie fort. „Wir Alle suchen es, und wer von uns würde bekennen, daß er es gefunden? Es giebt der Blumen manche noch auf dieser Erde, die wir zu pflücken berufen sind; allein die schönste ist uns vorenthalten, sie trägt ein brennend Roth und heißt die Liebe."

Sie hatte diese Worte wie selbstvergessend gesprochen. Plötzlich bedeckte ein glühendes Roth ihre Wangen, verlegen wandte sich ihr Auge auf Herrn von Narbonne, dessen Blick sie traf, und wie beschämt verbarg sie ihr Antlitz an der Brust ihres Vaters.

Madame Necker faltete unmerklich ihre weiße Stirne.

„Sie sind uns noch die schöne Ode schuldig, Marmontel," wandte sie sich an den Dichter, „die Sie auf den Tod des Herzogs Leopold von Braunschweig gedichtet haben, der sein Leben in den Fluthen der Oder endete."

„Ich bitte, entschuldigen Sie mich," versetzte der Dichter. „Ich entsinne mich der Worte nicht mehr, auf Ehre."

„Wie, Marmontel, Sie konnten Ihrem Gedächtnisse diese Treulosigkeit gestatten, wo es einen so schönen Gegenstand galt?" fiel Frau von Staël ein. „Die Handlung dieses Prinzen ist so groß, so schön, daß eine Krone sein

Haupt danach nicht mehr würdig genug zieren konnte. Welche große Seele war das, die ihn trieb, sich in die Fluthen des grollenden Stromes zu stürzen, um ihm zwei Opfer zu entreißen! — Und im Schatten des Friedens war diese Seele groß gewachsen! Als Cäsar sich in eine Barke warf und dem heulenden Sturme trotzte, ging er dem römischen Reiche, — der Beherrscherin der Welt entgegen. Er wagte sein Leben an eine Welle, auf der ein Thron für ihn zu gewinnen! Aber Jener! was bot sich ihm, als er sich in die Oder stürzte? — Zwei Unglückliche nur, die ihre Arme nach ihm ausstreckten. Er hörte ihren Hülferuf und der edle junge Mann trotzte dem Sturme, ohne zu fragen, ob er allein es thun würde! Und er that es allein. — Seine Hände waren mit Gold gefüllt, er hielt es den Umstehenden hin — oh! — Marmontel, Marmontel! Sagen Sie uns doch Ihre Verse, ich bitte Sie darum!"

Alle hatten ihr mit steigender Bewegung zugehört, die sich in ihren Zügen malende Rührung, die aus dem leuchtenden Auge quellende Thräne, hatte die Rührung noch gesteigert, als sie jetzt schloß, zitterte sie selbst vor innerer Bewegung, und keiner der Hörer konnte sogleich das passende Wort der Erwiederung finden. Frau von Staël hatte sich, während sie sprach, erhoben; jetzt saß sie wieder an der Seite ihres Vaters, lehnte gedankenvoll ihr

Haupt an seine Schulter, und war in Erinnerung an die Begebenheit verloren, welche erst vor wenigen Wochen stattgefunden. Als sie aufblickte, gewahrte sie das Auge ihrer Mutter, dessen mißbilligender Ausdruck sie peinlich traf. Sie schlug das ihrige davor nieder und verließ ihren Platz. Herr von Montmorency folgte ihr, und drückte ihre Hand mit dem Ausdrucke hoher Bewunderung an die Lippen. Sie seufzte.

„Sie wissen, was es heißt, sich einer großen Idee zu opfern," sagte sie. „Der Mann findet darin seine Befriedigung, sein Glück. Ich bedarf es, daß man mich liebe, glühend liebe, und dabei ist alles so kalt um mich," sprach sie leise.

Wie ein ewiger Druck lastete das Wesen ihrer Mutter auf ihr, es hemmte sie bei jedem Worte, jedem Schritte in das Leben, und wie scheinbar unabhängig sie auch jetzt durch ihre Stellung geworden, immer suchte ihr Herz den Vater auf, der allein sie liebte und verstand, wie sie geliebt und verstanden zu werden wünschte, der aber dabei, wie sie selbst, sich seiner Gattin gegenüber einen Zwang auflegen mußte, der ihn um so mehr peinigte, weil er ganz richtig fühlte, daß er seinem Kinde damit weh thue.

Drei der vortrefflichsten Menschen, die sich gegenseitig hochachteten, innig liebten, konnten dennoch in ihrem Familienkreise nicht zu dem Glücke kommen, das außerhalb

desselben keinem von ihnen blühte. — Es sind nicht die Verhältnisse, welche die Zufriedenheit mit unserer Lage bedingen, es ist nicht das Reich- und Armsein, was an unserm Frieden nagt, sondern in uns, tief in uns verborgen, oft keinem Auge sichtbar, sprudelt der Quell, aus welchem unser Glück aufspringt. — Die Beziehungen zu den Menschen können wir ändern; uns selbst ändern wir nicht.

Das Abendessen wurde jetzt angekündigt. — Wie oft hatte diese Botschaft schon die Friedenspalme über die streitenden Parteien aufgesteckt, besonders wenn die Unterhaltung auf Politik gefallen war, was jetzt nur zu häufig geschah. Madame Necker duldete diese Kämpfe nur ungern in ihrem Salon; sie wollte nicht, daß Frauen sich an dem betheiligen sollten, was die Männer allein beschäftigen mußte. Frau von Staël dagegen war mit ganzer Seele dabei; eine würdige Schülerin Rousseau's, schwärmte sie für Völkerfreiheit und Völkerglück, ihr großes Herz duldete es nicht, daß nur bei der Macht auch das Recht sei, und das Gesetz nur für den hingestellt werde, der keine Mittel habe, sich ihm zu entziehen. Gerechtigkeit für Alle hieß ihr Motto.

Der Champagner sprudelte in den Gläsern, Witzworte flogen hier und dort, ein Scherz führte zu einem zweiten, man plauderte heiter von Theater, Literatur und Kunst, man schalt Shakespeare einen Barbaren und seine

dramatischen Werke roh und geschmacklos, während Attala ein Meisterwerk der Dichtkunst benannt wurde; und dazwischen umkreiste die schöne bleiche Wirthin wie ein duftiger Schatten die Tafel, bald hier, bald dort ein Wort einmischend, immer bemüht, das Gespräch in den Grenzen zu erhalten, welche das „erlaubt ist, was sich ziemt" für sie als das allein Maßgebende gesteckt hatte.

Madame Necker las die Schilderung eines Charakters vor, den man nach der Beschreibung errathen mußte, eine sehr beliebte Unterhaltung in jener Zeit. — Man wählte dazu gewöhnlich eine Person aus der Gesellschaft und schmückte sie mit den schönsten Tugenden, wodurch ihr fein geschmeichelt ward. — Darauf wurde improvisirt, und Trinksprüche ausgebracht. Marmontel ließ bei solchen Gelegenheiten sein Talent leuchten; auf das ihm gegebene Wort Champagne declamirte er sogleich:

Champagne, ami de la folie
Fais qu'un moment Necker s'oublie
Comme en buvant faisait Caton;
Ce sera le jour de ta gloire:
Tu n'as jamais sur la raison
Gagné de plus belle victoire.

Alle lobten ihn und lachten über die glückliche Wendung, und stießen heiter an auf das zweite Ministerium Necker's.

Neuntes Capitel.

Der Winter 1788.

Der Winter des Jahres 1788 zog über Paris herauf. Einem trockenen Sommer mit Hagelschlag folgte Mißwachs und Theurung. Die Regierung setzte Prämien auf die Korneinfuhr und verdoppelte diese. Schon am 26. November fror die Seine zu und das Réaumur'sche Thermometer stand $18^3/_4$ Grad unter dem Gefrierpunkte.

Die ältesten Leute wußten von keinem so strengen Winter zu sagen, noch der so lange angehalten hätte.

Die theuren Brodpreise erregten immer mehr Unzufriedenheit bei dem Volke, Aufläufe fanden statt und die Polizei mußte sich häufig einmischen und die Bäcker in ihren Häusern vor Unbill beschützen.

Unzufriedenheit herrschte, wohin das Auge auch blickte. Jeder ging auf Entdeckung nach Mißbräuchen aus, und

Niemand zeigte die nöthige Geduld, ihre Abstellung zu erwarten.

Necker hatte sein zweites Ministerium nicht mit freudigem Muthe angetreten. Mit umwölkter Stirne trat er jetzt bei seiner Tochter ein. Ein Blick verrieth ihr sogleich seine trübe Stimmung. Erschöpft sank er in einen Armstuhl und rieb sich erwärmend vor des Kamins helllodernder Flamme die Hände.

Seine Tochter setzte sich zu ihm.

„Dies unselige Mißtrauen!“ brach er jetzt aus. „Der König hat mich gegen seinen Willen zum Minister erwählt, das läßt er mich jetzt auf jedem Schritte empfinden und Marie Antoinette will sogar im Ministerrathe gegenwärtig sein. Wenn Frankreich auf diese Art Abhülfe finden soll, so steht es schlimm!“

„Ich sagte Dir ja, daß sie mich kalt, wie nie zuvor, empfangen,“ erwiederte Frau von Staël; „ja, daß sogar die Tochter des Herrn von Brienne entschieden mir vorgezogen wird, nur um mir die Kränkung recht fühlbar zu machen. Sie liebt uns nicht, das zeigt sich mehr und mehr.“

„Zu ihrem Unglück. Hätte sie Vertrauen zu mir, wie manchen nützlichen Rath würde ich ihr geben können; denn bei mir fände sie Wahrheit. Das Volk ruft ihr jetzt laut nach Madame Deficit, und klagt sie ungerechter Weise

als Ursache der Schulden an. — Hatte die unglückliche Halsbandgeschichte sie schon unpopulär gemacht, so ist sie es jetzt noch mehr geworden. Am Sonntage haben die Gassenbuben vor ihren Fenstern geschrieen: wir gehen nach St. Cloud, um die Springbrunnen und die Oestreicherin zu sehen. — Der König weiß gar nicht mehr, wie er sich verhalten soll. Er hat in seinem Zorne schon verschiedene Stühle zerbrochen, doch ohne daß ihm ein weiser Gedanke dabei gekommen wäre. Er versteht es nicht, auf den Zeitgeist einzugehen, er sieht an den königlichen Prärogativen gerüttelt, den Nimbus, welcher einst den Adel der Geburt umgab, in Staub zerfallen, und erschrickt vor der Perspective."

„Weil er so lange blind gewesen," fiel Frau von Staël lebhaft ein. „Hat er nicht selbst in Holland und Amerika den Unterthanen das Schwert gegen ihre Herren in die Hand gegeben, und will sich wundern, wenn endlich auch im eigenen Lande das Selbstbewußtsein erwacht, und die bis dahin Sclaven waren, zu freier Menschenwürde sich erheben! — Ich kann nicht sagen, wie froh ich bin, die Versammlung der Generalstaaten für kommenden Mai ausgeschrieben zu sehen!"

„Ich theile Deine Ansicht hierüber nicht, wie Du weißt," fiel Necker ein. — „Um das Vertrauen des Volkes nicht einzubüßen, durfte ich einer Maßregel nicht entgegen treten, welche mein Vorgänger in Anregung gebracht.

Doch bin ich besorgt wegen der Folgen. Das Volk in Frankreich ist nicht, wie das Volk in England, einer Selbstregierung fähig. Es ist als Volk zu jung; es hat die Kinderschuhe noch nicht ausgetreten. Jede Regierungsform hat überdem ihr Gutes, so bald sie leistet, was sie verspricht. Mit rechtlichen Männern am Steuer, muß das Schiff des Staates stets im rechten Fahrwasser bleiben."

„Wenn aber die rechtlichen Männer fehlen? Für diese Fälle muß man durch eine Constitution gesichert sein, und ich hoffe, daß wir jetzt auf dem Wege sind, das Wohl Frankreichs durch eine solche Gesetzgebung zu sichern."

„Du hoffst, weil Du die Schwierigkeiten nur aus der Ferne siehst. Die Tochter eines Ministers theilt nur die Annehmlichkeiten seiner Lage,* sie sonnt sich in dem Strahle seiner Macht; diese Macht aber legt in jetziger Zeit eine furchtbare Verantwortlichkeit auf sein Haupt. Ich sehe nicht ein, wie ich jetzt wirksam nützen kann; denn mein Weg ist der grade, und in dem Kampfe mit Parteien darf man die Mittel nicht verschmähen, welche deren Führer uns dienstbar machen. Durch diesen Mangel muß ich scheitern. Ach! Warum hat man mir nicht die funfzehn Monate des Erzbischofs von Sens gegeben!** jetzt ist es zu spät."

---

* Madame de Staël. Considération sur la révolution.
** Necker's eigene Worte.

„Es ist noch Alles möglich!" rief Frau von Staël warm. „Ich hege Vertrauen, so lange ich Dich an der Spitze weiß. Nur darfst Du selbst nicht zagen."

„Als ich das erste Mal meinen Abschied nahm, habe ich mir selbst die größten Vorwürfe gemacht, weil ich mir bewußt war, daß Niemand meine Stelle ersetzen konnte. Jetzt möchten Viele an meiner Statt wirksamer handeln. Mir fehlt das Vertrauen und darum auch die Kraft hier durchzudringen. Ich habe diese Nacht viel nachgesonnen über das, was den Menschen befriedigt, und gefunden, daß eigentlich nur die Dummen glücklich sind. — Wenn ich einmal wieder Muse gewinne, mir selbst zu leben, so werde ich meine Abhandlung über das Glück der Dummheit beendigen.* Die Dummen tragen eigentlich noch das Kleid, welches Gott Adam und Eva im Paradiese anlegte; das Fell, worunter sie ihre Nacktheit verbargen, waren die lieblichen Täuschungen, das süße Vertrauen, die gute Meinung von sich selbst, alles schöne Gaben, welche wir jetzt, weil wir ihren Werth verkennen, tadeln. Der Dumme wird durch keine Erfahrung belehrt; selbst wenn er ein Alter von zweihundert Jahren erreichte, würde er nach wie vor die Welt in rosenfarbenem Lichte sehen; — er schließt keine Folgerungen, spürt nicht Ursach' und Wirkung nach, er

* Le bonheur des sots ein pikanter Aufsatz von Necker.

sieht nicht über seine Nase hinaus, und betrachtet die Zukunft mit dem guten Glauben eines Kindes.

„Der Dumme zweifelt auch nie an sich selbst; die Ideen Anderer finden bei ihm keinen Eingang, er steht unerschütterlich bei seinen Ansichten fest, fällt mit der größten Leichtigkeit sein Urtheil, weil jede Sache nur eine Seite für ihn hat. —

„Die Dummheit bleibt darum ein großes Glück und ein großer Vorzug, so lange der Dumme keine Ahnung von seiner Dummheit hat; kommt ihm aber der leise Gedanke über den wirklichen Ursprung seines Glückes, dann ist es auch mit seinem Glücke aus, seine Selbstliebe ist gestört und er kann nie wieder Vertrauen zu sich fassen. Dann ist er sehr zu beklagen!".

Frau von Staël brach in ein herzliches Gelächter über diese halb ernste, halb scherzhafte Definition aus.

„Man möchte wahrlich mit seinem Bischen Verstand grollen," rief sie munter aus, „daß er uns so mancher Freuden beraubt; vor Allem aber möchte ich Frankreich die personificirte Dummheit zum Staatsminister geben, damit das rechte Selbstvertrauen an seiner Spitze stände. Doch zweifle ich fast, daß die Capitalisten bei seiner Ernennung ihm ihr Vermögen in den Schooß werfen, und daß die Course vierundzwanzig Stunden nach seiner Ernennung um dreißig Procent steigen würden. Ein solcher Fall er-

eignet sich freilich auch nur einmal in der Geschichte, und dieses eine Mal war ich die glückliche Tochter des Mannes, dem man ein solches Vertrauen bewies."

Necker lächelte erheitert bei dieser gut gewählten Schmeichelei und reichte seiner Tochter die Hand, welche sie warm an ihre Lippen drückte.

„Nun muß ich Dir noch eine merkwürdige Begebenheit mittheilen," sagte er. „Es ging, wie Du weißt, die Rede, daß der geistreiche Bischof von Autun den Minister Calonne bei seinen Arbeiten unterstützt und wiederum sagte man, daß eine gut abgefaßte Flugschrift, die meinen Rechenschaftsbericht vertheidigte, ebenfalls von ihm abgefaßt sei. Was mich dabei Wunder nahm, war die anonyme Uebersendung der Vertheidigungsschrift, während zu gleicher Zeit der Bischof von Autun anfragen ließ, ob ich ihm gestatten würde, meine Bekanntschaft zu machen. Ich muß gestehen, daß ich neugierig war, dies vielseitige Individuum zu sehen. Heute Morgen nun erschien er, begleitet von Condorcet, in meinem Geschäftslocale."

„Und wie gefiel er Dir? Welchen Eindruck machte er auf Dich?" fragte seine Tochter lebhaft.

„Ich danke dem Himmel, daß ich ein Mann war," erwiederte Necker mit sarkastischem Lächeln; „denn wahrlich, er genießt seines Rufes nicht unverdient. So schön, geistvoll und einnehmend Herr von Narbonne ist, doch wird

er neben Talleyrand zurückstehen müssen. Ich habe ihn zum Mittagessen eingeladen. Du kannst ihn also kennen lernen."

„Ich bin gespannt auf ihn, das muß ich gestehen," rief die junge Frau lebhaft. „Ein junger Bischof, der scheinbar nur damit beschäftigt ist, der Damen Herzen zu stehlen, mischt sich plötzlich in die Finanzangelegenheiten, das ist seltsam!"

„Und nicht das allein! Er sprach sehr ernsthaft über unsere politischen Angelegenheiten und die Nothwendigkeit, die Geistlichkeit und den Adel in ihren Prärogativen zu beschränken. Da er in seiner Person beide Stände vereinigt, und nur verlieren kann, wenn wir diese verkürzen, so mußte mich diese Uneigennützigkeit Wunder nehmen."

„Auch setze ich kein Vertrauen in solche Uneigennützigkeit," rief Frau von Staël lebhaft.

„Doch hat uns Lafayette bewiesen, daß man aufrichtig das Wohl des Volkes dem eigenen Interesse vorziehen kann."

„Die Ausnahme beweist hier nur die Regel. Auch Montmorency traue ich Alles zu. Er möchte das Verdienst allein den Unterschied bestimmen lassen, der die verschiedenen Grade der Gesellschaft von einander trennen muß."

„Ich bin der Meinung St. Jerome's, daß der Ur-

sprung des Adels auf den Reichthum zurückzuführen ist,* und es ist waglich den Flüssen ein neues Bett zu graben," sagte Necker ernst. „Doch das Hin und Her über diese Frage führt zu nichts. Durch Gesetze und Umsturz können wir keine neuen socialen Verhältnisse schaffen; diese müssen frei aus dem Boden emporwachsen, und ist das Erdreich gesund, so wird die Frucht dem entsprechend sein. Erst unsere Finanzen geregelt, erst dem Volke Brot verschafft und dann wollen wir weiter sehen."

Er stand auf. Seine Tochter begleitete ihn bis in das Vorzimmer und schied mit dem Versprechen sich zu Tische einzufinden.

Herr von Staël ging nicht mit ihr. Er speiste bei Mademoiselle Clairon, welcher er ein sehr schönes Landhaus gekauft hatte, dessen Einrichtung noch auf Rechnung stand. Als Gatte einer reichen Frau, wollte er ohne Rücksicht aus dieser Quelle schöpfen, womit Necker jedoch nicht einverstanden war. Seine junge Frau besaß an dem älteren Gatten keinen schützenden Begleiter, sie mußte allein ihre Bahn durch diese bunt bewegte Welt des Pariser Lebens wandeln, wo jetzt kein Kopf mehr auf der rechten Stelle saß, und eine Gährung sich der Gemüther bemäch-

---

* Memoiren von Condorcet.

tigt hatte, welche alle bis dahin gangbaren Ideen in buntem Chaos durch einander warf.

Der junge Bischof von Autun wurde der Gesandtin von Schweden vorgestellt. Eine gewisse Apathie, welche sich in seinem ganzen Wesen aussprach, lag auch in dem etwas schmachtenden Blicke seines blauen Auges, als er es forschend auf dem Gesichte der jungen Frau ruhen ließ, deren Geist ihm schon gerühmt war. — Nach dem Erscheinen ihres Werkes über Rousseau wurde ihre große und seltene Begabung in der That von Niemand mehr in Frage gestellt und Viele suchten jetzt Necker auf, nur um dessen Tochter kennen zu lernen. Es war zu vermuthen, daß auch der junge Bischof sich in dieser Absicht bei dem Minister eingeführt; doch verrieth seine Miene diesen Wunsch nicht. Mit jener Zurückhaltung des Wesens, die das sichere Uebergewicht giebt, richtete er einige artige Worte an die junge Gesandtin und bot ihr, als man sich zu Tische begeben wollte, wie aus Pflicht seinen Arm.

„Sie lieben meinen Stand nicht und ich wage es, mich zu Ihnen zu setzen," sagte er mit jenem halb spöttischen, halb boshaften Lächeln, das ihm so gut stand, während er mit seinen sorgfältig gepflegten Händen coquett seine Serviette aus einander nahm.

„Sie irren," erwiederte sie, indem sie ihn voll mit dem Strahle ihres dunkelen Auges maß, als wolle sie ihm

bis in die tiefste Seele schauen. „Jeder Stand hat seine Berechtigung; nur muß er die ihm gesteckten Grenzen nicht überschreiten wollen.“

„Und das habe ich gethan?“ fragte er, sie schlau mit seinen schönen Augen fixirend.

„Meine Aeußerung war nicht persönlich gemeint,“ versetzte sie ausweichend, weil sie eine Anspielung auf seine galanten Abenteuer für unpassend hielt. „Ich sprach als Tochter eines Staatsmannes. Das Volk ist streng in seinem Urtheile über die Priester und über die Frauen;* es verlangt von beiden eine genaue Pflichterfüllung. Bei dem Krieger setzt man die Tapferkeit voraus, bei dem Geistlichen die Frömmigkeit, durch beide Eigenschaften begründen diese Stände ihr Ansehen, und indem sie nicht mehr fromm und nicht mehr tapfer waren, büßten sie es ein. Der Adel wie die Kirche stehen daher jetzt auf sehr schwachen Füßen.“

„Darum auch geselle ich mich dem dritten Stande zu,“ versetzte der Bischof mit feinem Lächeln.

„Doch ohne den beiden andern zu entsagen, wie mir scheint.“

„La moitié vaut mieux que le tout, ist meine Devise.“

---

* Considérations sur la Révolution française.

„Und die meinige, mich jeder Wahrheit ganz hinzugeben."

„Welch eine lockende Aussicht für den Mann, welchem Sie Ihre Neigung zuwenden wollen."

„Ich hänge meinen Freunden warm an, das ist wahr und bin beständig in meinen Empfindungen für sie; denn ich weiß, warum ich sie liebe. Es ist kein blindes Eingenommensein bei uns."

„Man darf das von Ihrem Verstande erwarten, und muß sich zugleich vor Ihrem Urtheil dabei fürchten."

„Ich bin nicht streng gegen Andere. Nur ein bischen Geist muß Jeder haben, der mit mir umgehen will. Dann ist ein Tag oder zehn Jahre dasselbe, um mit einem Menschen bekannt zu werden; und was dazwischen liegt, ist überflüssig."*

„Ihre Worte flößen mir Hoffnung und Furcht zugleich ein. Jedenfalls ist es gut, schnell gerichtet zu werden, wenn das Schwert einmal über unserm Haupte hängt."

„Was verlangen Sie, daß ich Ihnen hierauf erwiedere?"

„Ob Sie mich bei sich empfangen, oder mir Ihre Thüre verschließen wollen?"

---

* Madame Necker de Saussure.

„Das letztere wäre eine neue Erfahrung für den bewunderten Bischof von Autun," sagte sie lachend, „und wenn ich mir dadurch nicht selbst zu nahe träte, so möchte ich Sie diese im Namen meines ganzen Geschlechtes gern machen lassen. Doch, wo die Eigenliebe in das Spiel kommt, ist unsere Gerechtigkeit nicht immer Siegerin."

„Die liebenswürdige Wendung Ihres Urtheilsspruches macht mich stolz," versetzte er befriedigt. „Mein Dank dafür wird sich in demüthigster Form Ihnen zu Füßen legen."

„Sie werden also jetzt bei uns in Paris bleiben, Herr von Talleyrand?"

„Wenigstens für den Augenblick."

„Ich kann mir lebhaft denken, wie sehr es Sie nach Paris zieht!" rief sie feurig aus. „Hier nur lebt man, während die ganze übrige Welt zu vegetiren scheint. Ich bedaure jeden Mann von Geist, dem es versagt ist, zur Beantwortung der großen Fragen beizutragen, die der Moment uns vorlegt. Apropos! Haben Sie meines Vaters neues Werk sur l'importance des opinions religieuses gelesen? Es ist ein wunderbares Buch! Die sieben Jahre seines Exils sind ihm nicht fruchtlos verstrichen, er hat seine Einsamkeit benutzt, wie ein Weiser, und sich dem Wohle der Menschheit gewidmet, wie ein Jüngling. — Wäre es mir möglich gewesen, ihn mehr noch bewundern

und lieben zu können, so hätte seine Selbstverleugnung diese Empfindungen bei mir steigern müssen. Dem edelsten, dem vortrefflichsten Menschen anzugehören ist ein so hohes Glück, daß ich undankbar sein würde, wenn ich um anderer Dinge willen mit dem Geschicke hadern wollte, das mich nach dieser einen Seite hin zu reich gesegnet hat, um mich nicht Lücken empfinden zu lassen."

„Die kein Auge bis jetzt zu entdecken wußte," fiel ihr Nachbar ein; „Sie scheinen des Glückes Gunst nach allen Seiten hin sich zu erfreuen."

Frau von Staël seufzte.

„Ich bin eine Frau," sagte sie traurig. „Unser Geschlecht ist nicht seiner selbst willen da; wir sind darauf angewiesen, uns die Liebe der Männer zu erwerben, die nie ein ganzes Herz für uns übrig haben. Glücklich aber sind wir nur dann, wenn wir nach dem vollen Maße unserer eigenen Empfindung wieder geliebt werden. Alle andern Lebenszwecke sind für uns Palliative, mit denen wir unsern Kummer nähren, unser Herz beschwichtigen und die rebellischen Wünsche schweigen heißen."

„Zu diesem Verzichten können Sie nie berechtigt sein," erwiederte der schöne Priester mit vielsagendem Blicke. —

„Ob ich es nicht bin!" rief sie schmerzlich aus. „Und wie könnte es anders sein. — Ich habe mir meinen Glau=

ben nicht gewählt, mir die Verhältnisse nicht ausgesucht, durch welche der Gang meines Lebens geregelt und das kalte Wort der Pflicht über die Pforte zu meinem Glücke geschrieben werden sollte! — Die Vorsehung gab mir als Ersatz dafür meinen Vater. — Möge sie mir nicht zürnen, wenn ich mehr noch von ihr hätte begehren mögen!"

„Es giebt Ersatz für Alles," sagte der junge Bischof bedeutsam. —

„Nur keinen, der ein reines Gewissen aufwöge, wie es die Lehre Calvin's von uns begehrt," erwiederte sie ernst, und vor dem strengen Blick ihres strahlenden Auges senkte sich das seinige.

Zehntes Capitel.

Die Prozession.

Am 4. Mai 1789 erhob sich die Sonne strahlend über der Stadt Ludwig's XIV. Frankreich war in Paris, Paris war in Versailles. Die Reichsstände sollten am nächsten Tage eröffnet werden, und es war beschlossen worden, daß man sich durch ein religiöses Nationalfest, durch gemeinsames Gebet zu diesem feierlichen Ereignisse vorbereiten würde. Der Tag war glänzend, die entfaltete Pracht sonder Gleichen. Aber, was die Größe des Schauspiels ausmachte, das waren nicht die von Menschen und Licht überströmten Straßen, nicht die glänzenden Reihen der Bajonette, nicht die Frauenköpfe, die sich in den Fenstern drängten, nicht die reichen Draperien, die von den Balconen flatterten, nicht die ernste Stimme des Priesters und das Geläute der Glocken, das durch die Fanfaren, das

Wirbeln der Trommeln, und den Commandoruf der Hauptleute hindurch zum Himmel empor stieg ... nein, das wahrhaft Neue und Ergreifende war die Sprache, die man in der ganzen Stadt redete, war der Sinn der Worte, die man im Begegnen wechselte, war die Lebhaftigkeit der Mienen, der Stolz der Blicke, das ungewohnte Selbstbewußtsein der Haltung, die fieberhafte Aufregung der Gemüther, war die männliche und gewaltige Unruhe und Sorge eines Volkes, das von der Freiheit besucht wurde.*

Um die bestimmte Stunde verließen die drei Stände die Pfarrkirche von Notre Dame, um sich in feierlicher Prozession in die Kirche des heiligen Ludwig zu begeben, und die Menge strömte herbei, den Zug vorüber gehen zu sehen. —

Frau von Staël stand an einem Fenster neben Frau von Montmorin, der Gattin des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, und ließ ihrer Freude vollen Lauf, endlich die französische Nation repräsentirt zu sehen.

Frau von Montmorin hörte ihr lange schweigend zu, bis sie endlich ernst erwiederte:

„Sie haben sehr Unrecht, sich zu freuen; dieser Tag wird großes Unheil über Frankreich und über uns bringen.“**

---

* Louis Blanc.

** Madame de Staël sur la révolution.

Frau von Staël, von diesen Worten erschüttert, erwiederte einige Augenblicke nichts. Sie sah die Redende wie fragend an; aber es stand in ihren Zügen nicht geschrieben, daß sie mit einem Sohne auf dem Schaffot endigen, daß der andere sich ertränken und ihr Gatte in den Septembertagen niedergemetzelt werden würde.

Die Prozession zog indessen vorüber. Die Franziskaner und der Clerus von Versailles eröffneten den Zug, mit der Musik der königlichen Kapelle in ihrer Mitte. Dann folgten die Deputirten der Gemeinen. Sie waren in einfache schwarze Mäntel gekleidet; aber an der Festigkeit ihres Schrittes, an ihrer ruhigen und kräftigen Haltung sah man zur Genüge, daß sie den Kern des Volkes vertraten.

Hierauf kamen die Deputirten des Adels, prunkend in ihren reichen Stickereien, ihren weißen Federn und ihren Spitzen; dann, von den Bischöfen in Chorhemd und Camail getrennt, die Plebejer der Kirche, die Pfarrer.

Der König und die Königin begleiteten das heilige Sacrament, das in den Händen des Erzbischofs von Paris unter einem prachtvollen Baldachin strahlte, dessen Schnüre die Grafen von Provence und von Artois und die Herzöge von Angoulême und von Berry hielten.

Marie Antoinette sah sehr bleich aus, und als kein Zuruf des Volkes sie begrüßte, dagegen „Orleans für immer!“ ertönte, zuckte es wie Verachtung um ihren schönen Mund

und sie mußte, um nicht zu sinken, den Arm der Prinzessin von Lamballes ergreifen.

„Arme Frau!“ rief Frau von Staël wiederholt, als sie dies gewahrte, und eine Thräne netzte ihre Wimper. „Was muß sie leiden! Wie schwer muß dieser Gang ihr werden!“

„Wie? Sie bedauern sie, die Ihnen so wenig wohl will?“ fragte verwundert ihre Nachbarin.

„Daß man mir mit einem Vorurtheile begegnet, kann mich nicht gefühllos gegen das Leid einer Person machen, die noch dazu meinem eigenen Geschlechte angehört,“ erwiederte sie sanft.

Am folgenden Morgen fand die Eröffnung der Nationalversammlung feierlich statt. Ein Raum, der sonst den Hoflustbarkeiten angehörte, war dazu eingerichtet worden, und ohne Ceremonie drängten sich hier die Zuschauer ein. Im Hintergrunde, auf einer Estrade, befand sich unter einem Baldachin der mit Goldfranzen verzierte Thron, daneben ein Lehnstuhl für die Königin und Sessel für die Prinzessinnen des Hauses. Unterhalb der Estrade stand eine Bank für die Staatssecretäre und vor ihnen eine mit violettem Sammet bedeckte Tafel.

Ludwig XVI. hatte selbst die Anordnungen der Verzierungen dieses Saales geleitet. Am Vorabende so großer Begebenheiten war seine Seele mit der Decoration des

Locales beschäftigt, und die übrige Zeit füllte er damit aus, seine Rede auswendig zu lernen und die Betonung der einzelnen Worte zu üben.*

Eine Reihe amphitheatralischer Stufen war für das auserwählte Publikum und die glänzend geschmückte Damenwelt reservirt worden. Hier befand sich Madame Necker neben ihrer Tochter. Freudestrahlenden Auges sah die letztere dem Vorgange zu und nur als jetzt der König in der Mitte der Gesellschaft auf dem Throne Platz nahm, überschlich sie ein Gefühl der Furcht.

Sie bemerkte, wie sichtlich bewegt die Königin erschien, als sie, als schon die bestimmte Stunde vorüber war, eintrat, und wie verändert ihre Farbe war. Mit besorgtem Blicke folgte sie ihrer Haltung während des Vorganges.

Neben den Ministern der Robe und den Ministern des Degens stand Herr Necker in einfach bürgerlicher Kleidung, der einzige von Allen, der jeden Schmuck verschmäht hatte. Lebhaftes Beifallklatschen empfing ihn. Wie gern hätte seine Tochter in diese Begrüßung mit eingestimmt, bei der ihr Herz sich in so freudigem Stolze hob.

Jetzt erschien Mirabeau und ein Murmeln ging durch die Versammlung. Er verstand dessen Meinung und ging stolzen Schrittes nach seinem Platze, mit einer Miene, die

* Madame Campan.

genugsam aussprach, daß man diesen Empfang bereuen solle.

Ludwig XVI. war mit dem großen Königsmantel bekleidet, er trug einen Federhut, dessen Schnur von Diamanten blitzte, und dessen Agraffe der Pitt bildete. Bei seinem Eintritt erhob sich die ganze Versammlung; Mirabeau aber flüsterte seinem Nachbar zu: „Das ist das Schlachtopfer!“*

Der König hielt seine Rede, ihm folgte der Staatskanzler, nach diesem trat Herr Necker vor. Alle drei hatten zum Thema die Verbesserung der Finanzen, während die Versammlung die Grundlagen zu einer Constitution erwartete. Mit Betrübniß bemerkte Frau von Staël, wie unbefriedigt die Deputirten die Rede ihres Vaters entgegen nahmen, in der nur das eine Wort hervorgehoben wurde: Ne soyez pas envieux du temps. Sie zitterte, als sie den Ausdruck der Enttäuschung in allen Mienen las, sie hätte aufspringen und ihnen zurufen mögen: So geduldet Euch doch nur. Hört Ihr denn nicht? Ne soyez pas envieux du temps. — Mein Vater ist ja Minister des Königs und muß in dessen Sinne handeln und darf nicht vorschlagen, was dieser nicht gebilligt. —Als rechtlicher Mann kann er nicht anders handeln; denn das in ihn

* Memoiren von Weber.

gesetzte Vertrauen täuschen, wäre eine ihm unmögliche Sache.

In höchster Ungeduld verließ sie den Saal und eilte, ihre Wohnung zu erreichen, um sich mit ihren Freunden über das Vorgefallene auszusprechen. Sie fand Frau von Aiguillon schon ihr dahin voran gegangen. In der aufgeregtesten Stimmung flog diese ihr entgegen und beklagte sich über ihre getäuschten Erwartungen.

„Ne soyez pas envieux du temps," entgegnete ihr Frau von Staël, theils um sie zu beruhigen, theils auch, um ihren Vater mit seinen eigenen Worten zu vertheidigen.

„Wie wollen Sie, daß man sich jetzt geduldige," entgegnete diese lebhaft, „wo endlich der Zeitpunkt gekommen ist, der die Nation zur Selbstregierung aufruft. Was man jetzt nicht fordert, jetzt nicht bewilligt erhält, das erhält man nie. Wir müssen eine Constitution haben, wir müssen darauf dringen, daß dem Volke diese Garantie gewährt werde. Es liegt in dieser Maßregel allein für Frankreich noch Rettung."

„Ich theile Ihre Ansicht völlig, wie Sie wissen," erwiederte Frau von Staël; „doch kann ich meinen Vater nicht als die unschuldige Ursache Ihrer Enttäuschung hinstellen lassen. Er handelte, wie er seinem Charakter nach handeln konnte. — Seine individuellen Wünsche mußte er

seinem Pflichtgefühle unterordnen. Er kann den König nicht bestimmen, das zu sein und das zu leisten, was die Zeit von ihm fordert. Er ist nicht in sich fest, er ist von tausend Einflüssen bewegt, und was man in dieser Minute bei ihm gewonnen, ist in der nächsten wieder verloren. Mein Vater kann ihn nicht lenken, verlangen Sie das nicht. Man kann nicht Charakter für Jemand haben. — Hoffen Sie daher von dieser Seite nichts. Unser ganzes Bestreben muß dahin gehen, die Deputirten anzuregen, eine Constitution zu fordern. Sie haben Freunde unter ihnen, auf die Sie Einfluß üben können; ich nicht minder. Frau von Coigny, Frau von Castellane und Frau von Luynes bilden ebenfalls den Mittelpunkt eines kleinen Kreises,* der unsere politischen Ansichten theilt und wenn wir uns gegenseitig die Hand reichen, so sind wir sicher nicht ohne Macht, um auf die Begebenheiten einzuwirken. Selbst die Tagespresse dürfen wir uns dienstlich machen, wenn es unseren Zwecken förderlich sein sollte."

Frau von Aiguillon erklärte sich mit diesen Ansichten einverstanden und eilte nach Hause, um ihren kleinen politischen Kreis bei sich zu empfangen. — So wie sie sich entfernt hatte, begab sich Frau von Staël in ihr Boudoir und nahm eine Broschüre zur Hand, welche sie erst heute

* Memoiren von Ferrières.

zugesandt erhalten hatte. Der Verfasser, Mr. de la Luzerne, Bischof von Langres, einer der begabtesten Männer Frankreichs, schlug darin vor, daß die drei Kammern in zwei zusammen schmelzen sollten, indem die hohe Geistlichkeit sich mit dem Adel, die niedere sich mit den Volksdeputirten vereinigte. — So lebhaft fühlte Jeder in dem Augenblicke die Nothwendigkeit, ein Verfahren herbeizuführen, das alle nutzlosen Debatten ausschlösse und die Sache allein in das Auge faßte.

Sie war noch mit dieser Lectüre beschäftigt, als Mathieu von Montmorency angemeldet ward.

„Ist es schon so spät?" rief sie ihm entgegen. „Ich habe noch nicht Toilette gemacht, um meine Tischgäste zu empfangen."

„Ich bin den Uebrigen vorangeeilt, um noch ein Wort im Vertrauen mit Ihnen zu sprechen. Wie hat Sie die Rede des Königs befriedigt?"

„Ach! sprechen wir davon nicht," rief sie traurig. „Niemand ist befriedigt, ich weiß es. Die Leidenschaft zählt nicht die Hindernisse und der Hunger wartet nicht. — Gegen Sie darf ich aufrichtig sein, Montmorency, gegen Sie darf ich es bekennen, daß ich in großer Sorge wegen der Zukunft schwebe. Zwei furchtbare Uebel bedrohen uns, der Banqueroute und die Hungersnoth. Wie soll man diesen begegnen, ohne durchgreifende Maßregeln

und wie kann man solche ergreifen, mit diesem Veto von drei Kammern! — Um die Finanzen zu verbessern, müssen die Geistlichkeit und der Adel mit dem Volke gleich besteuert werden und nimmermehr wird der den Menschen innewohnende Egoismus diese beiden Klassen vermögen, solchen nothwendigen Maßregeln beizustimmen. Wenn sie sich nun weigern, dann ist das Veto des dritten Standes Null — und wir sind um keinen Schritt gefördert, ja, was schlimmer ist, wir stehen hoffnungslos an einem Abgrund."

„Wie können Sie nur glauben, daß der Adel eine so billige, so gerechte Maßregel zurückweisen würde," rief Herr von Montmorency, sein schönes Haupt stolz empor werfend. „Man müßte sich ja schämen, noch ein Edelmann genannt zu werden, wenn man mit diesem Stande so wenig Adel der Gesinnung zu verbinden vermöchte. Was der Niedrigste des Volkes seinem Vaterlande zu leisten willig ist, sein Schärflein beizutragen, zur Aufrechthaltung der Krone, das sollte ein Edelmann nicht gern und freudig thun? Er sollte an seinen Pfennigen hängen, wie ein Jude, und in der Noth nicht auch ein Opfer bringen wollen? — Das ist unmöglich, muß unmöglich sein, wenn ich noch ferner stolz sein darf auf meinen Namen. Das schwör' ich Ihnen, so wahr ich Montmorency heiße, sollte mein Stand an meinem Stande sich je so vergehen, dann bin ich es, der Erbe dieses alten Namens, der selbst den An=

trag stellt, einen Adel, der so wenig adelig sich erweist, all seiner Prärogativen zu entkleiden, und von da an bin ich der Erste, der sich dem dritten Stande zugesellt."

Er hatte sich hoch emporgerichtet, während er diese Worte sprach, sein Auge leuchtete, seine Wange glühte, er glich einem begeisterten Antinous. Frau von Staël betrachtete ihn mit Bewunderung und mit Rührung, ihre dunkeln Augen füllten sich mit Thränen, während sie, ihm die Hand hinreichend, mit Bewegung sprach:

„So hochherzig zu denken ist ein schöner Vorzug, mein Freund, und ich möchte den Göttern für diese Minute ein Trankopfer bringen. Es ist doch nichts so herrlich, als in eine schöne Menschenseele zu blicken, die von der Natur wahrhaft geadelt ist."

„Sie rechnen mir eine Empfindung zu hoch an, die eigentlich ganz natürlich ist," entgegnete der junge Mann bescheiden, „und ich hoffe, daß Sie noch die Erfahrung machen sollen, viele mir Gleichgesinnte zu entdecken."

„Das kann nicht sein," erwiederte Frau von Staël bestimmt. „Den Adel am Hofe kenne ich genugsam; er wird sich fügen, wenn er muß, denn er ist daran gewöhnt, den Fürsten zu gehorchen, warum also auch nicht dem Gebote der Nothwendigkeit. Doch aus Ueberzeugung thut er es nicht. Schlimmer aber ist der Adel aus der Provinz; dieser hängt an seinen Privilegien, als ob er sie bei

Erschaffung der Welt empfangen, und spricht von seinen Titeln, als ob die ganze Welt diese anerkenne, während man über seine Hufe hinaus diese berühmten Namen nie nennen gehört. Alle Gründe führen sich bei ihm auf die drei Worte zurück: c'était ainsi jadis. Will man ihnen darauf erwiedern, daß die Umstände die Sache verändern, daß die Welt nicht still steht, daß man nicht rückwärts gehen kann und darum vorwärts schreiten muß, so lächeln sie ungläubig, und ihre Mienen sprechen aus, daß nichts sie überzeugen könne. Denn was verachten sie wohl mehr, als Geist und Intelligenz."

„Sie sind streng in Ihrem Urtheil," erwiederte der junge Mann traurig und legte die Hand an die Stirn; „doch muß ich freilich in vielem Bezug die Richtigkeit Ihrer Schilderung anerkennen. Wie aber soll es werden? — Wie wollen wir handeln, um zu retten, was zu retten ist."

„Eine Constitution muß die Versammlung fordern," erwiederte Frau von Staël feurig. „Wir müssen eine Regierungsform nach englischem Muster einführen. — Wenn der jüngere Sohn des Lords zum Volksdeputirten wird, kann die Aristokratie den dritten Stand nicht mit Uebermuth behandeln und ihn in seinen Rechten kränken, welche in gewissem Bezug wieder die eigenen sind. — Die Geistlichkeit aber darf nicht sich selbst vertreten; in dem Falle, müßten wir das Veto des dritten Standes verdop-

peln, und darin liegt ebenfalls eine Gefahr. — Wie gesagt, die englische Constitution scheint mir eine an Vollkommenheit grenzende Regierungsform zu sein und je näher wir ihr kommen, je glücklicher für Frankreich."

Der Bischof von Autun wurde in diesem Augenblicke gemeldet.

„Ich komme etwas früher, um Ihnen meinen Glückwunsch über die meisterhafte Rede Herrn Necker's abzustatten," sagte er, eintretend, und sich in seiner dunkeln Amtstracht, die ihm so wohl stand, vor ihr verbeugend. „Er hat nichts versprochen, dadurch behielt er das Spiel gänzlich in seiner Hand. Ich habe seine Taktik aufrichtig bewundert."

„Es war die eines redlichen Mannes, eines verantwortlichen Ministers," rief Frau von Staël warm. „Jetzt aber vor allen Dingen sagen Sie mir, können wir auf Sie rechnen? — Werden Sie Ihren Einfluß bei Ihrem Stande verwenden, ihn zur Nachgiebigkeit zu bewegen? — Werden Sie aufrichtig für und mit uns handeln?"

Er lächelte fein.

„Was würde man nicht im Namen der geistreichsten Frau der Welt zu thun willig sein," sagte er sanft. „Aber Sie sprechen von meinem Stand. Leider!" setzte er mit einem Seufzer hinzu, „vereinige ich deren drei in meiner

Person, ich weiß daher nicht gleich, auf welchen Sie hindeuten wollen?"

„Sie wissen es nicht, Herr von Talleyrand? Sie wissen es nicht, weil Sie es nicht wissen wollen. Sie sind Deputirter des dritten Standes und tragen dabei das Kleid des vornehmen Prälaten. Sie sind Edelmann und finden Ihren Platz nahe am Throne. Sie werden von allen Parteien gesucht, von allen zu Rath gezogen, Jeder glaubt Sie gewonnen zu haben, so lange Sie ihm zuhören, und so wie Sie sich entfernen, wird die Ueberzeugung in ihm wach, daß Ihr Lächeln keine Zusage gewesen. Machen Sie diesem Spiele ein Ende."

Der schöne Bischof lächelte jetzt auch.

„Und was begehren Sie von mir, das ich thue, meine bewunderungswürdige Freundin?" fragte er mit sanftem Tone. —

„Nicht mehr und nicht minder, als daß Sie mit dem Hofe brechen, dem Herzog von Orleans den Rücken wenden, und in der Kammer für die Vereinigung der Stände und eine Constitution stimmen."

„Jetzt muß ich Sie an die berühmten Worte Ihres verehrten Vaters mahnen: Ne soyez pas envieux du temps. — Indem ich mit jenen Beiden breche, gewinne ich nichts, als die Unmöglichkeit, mich ferner von ihren Plänen und Absichten zu unterrichten. Hätte der Graf von

Artois früher meinem Rathe gefolgt, als ich dem Hofe unter der Bedingung beitreten wollte, daß man den Herzog von Orleans und Mirabeau opfere, dann wären mit dem Fallen dieser beiden Köpfe zwei mächtige Führer aus dem Wege geräumt und unsere Bahn geebnet gewesen. — So aber — wo Niemand — selbst Herr Necker nicht — dem Grundsatze Beaumarchais' gemäß handelt — oser tout dire, oser tout faire — fühle ich mich nicht berufen, mir unnütz den Weg zu versperren. Wo die Gewalt ist, da ist endlich auch das Recht; warten wir das ab. Ne soyez pas envieux du temps, ist Necker's Wort. Will seine Tochter mir zürnen, wenn ich in die Fußstapfen ihres Vaters trete?"

„Ach! Herr von Talleyrand, wenn Sie das wollten, wenn Sie das könnten!" rief sie traurig aus. „Aber ich fürchte, daß Sie viel zu geistreich, viel zu objectiv sind, um rücksichtslos den Weg des Rechtes zu verfolgen!"

„Rücksichtslos, nein! Rücksichtslos werde ich nie handeln, meine schöne Freundin!" sagte er, sie mit argem Lächeln messend.

„Sie besuchen nach wie vor das Palais Royal! Sie verkehren mit Mirabeau. Sie befinden sich wohl unter Menschen, welche den niedrigsten Grundsätzen huldigen."

„Ich bin ein wenig Epikuräer, ich gestehe es zu," er-

wiederte er scherzend. „Um mich bei Ihnen doppelt wohl zu fühlen, besuche ich jene Kreise. Je tiefer ich dort hinab gestiegen, je höher schwinge ich mich dann neben Ihnen empor."

„Die Höhe muß sich mit Zollen messen lassen, denn noch nie habe ich Sie so weit zu erwärmen vermocht, um sich einer Idee opfern, für eine Idee sterben zu mögen."

„Ich würde es allerdings vorziehen, für eine Idee, wenn sie schön ist, zu leben; auch bin ich nicht ganz ohne Leidenschaft, wie Sie zu glauben scheinen, darum geben Sie mich noch nicht auf, ich bitte Sie!"

„Man macht nichts mit ihm, wie man es auch beginne," wandte sie sich kopfschüttelnd gegen Herrn von Montmorency. — „Immer entschlüpft er mir durch eine Hinterthüre! — Und doch ist jetzt so wenig gethan mit halben Worten, halben Zusagen, und den tausend Halbheiten, womit eine inconsequente Menschheit stets so gern ihre Sache behauptet. — Man kann es nicht genug wiederholen: es giebt sowohl für die Individuen, wie für die Gesetzgeber, nur Momente des Glückes und der Macht, diese muß man ergreifen, denn dieselbe Gelegenheit kehrt nicht wieder, und wer sie an sich vorüber gleiten ließ, ohne sie zu benutzen, erfährt für die Folge nur die traurige Lehre von Fehlschlagungen."

Barnave trat jetzt ein, ein junger Advocat aus der Dauphiné, von ausgezeichnetem Talente, der, wie kein anderer Deputirter, sich zum Redner nach englischer Weise eignete. Frau von Staël setzte große Hoffnungen auf ihn und begrüßte ihn auch jetzt mit großer Freude und entfernte sich dann einen Augenblick, um ihr Kleid zu wechseln. Bald darauf wurde das Mahl angekündigt.

Herr von Staël empfing seine Gäste mit der Miene eines Diplomaten und erfüllte seine Pflichten als Wirth mit jener kalten Höflichkeit, welche eine Sache der Gewohnheit wird. Die hohe Stellung seines Schwiegervaters, so wie dessen Popularität geboten seinem aristokratischen Dünkel Schweigen und der Kreis von Gästen, welche seine dreiundzwanzigjährige Gattin um sich versammelte, und das Ansehen, welches sie unter den bedeutendsten Männern genoß, ließen keinen Einwand von seiner Seite aufkommen, den er zu rechtfertigen vermocht hätte. — Ihre große Herzensgüte hatte sie überdem bewogen, manche seiner sehr unbilligen Wünsche zu erfüllen, so daß er, ihrer Güte eingedenk, sie nicht hindern mochte noch konnte, wenn sie, von dem großen Strome der Zeit fortgerissen, mit Herz und Seele dem einen großen Gedanken nachhing, ihr Vaterland frei und glücklich zu sehen. Er selbst konnte sich nicht begeistern, sein Leben lag hinter ihm. Die kurze Spanne

Zeit, welche ihm noch zurückzulegen blieb, wünschte er durch Genuß zu würzen, eine Aufgabe, welche an Schwierigkeiten zunimmt, so wie die Sinne stumpfer werden. Diesem Manne saß seine junge, geistvolle Gattin jetzt gegenüber und schwärmte mit gleichgesinnten Freunden für Frankreichs Wohl.

Elftes Capitel.

Die Hungersnoth.

Eine große Aufregung herrschte in Paris, ja in ganz Frankreich. — Die Versammlung der Stände rief Aller Interesse wach, jedes Auge war diesen Vorgängen zugewendet, die Politik beschäftigte alle Gemüther, und selbst die Eitelkeit der Damen trat zurück, seit es Mode geworden für eine Constitution zu schwärmen.

Es war der Augenblick gekommen, wo das Talent seine Geltung fand. So mancher junge Advocat, welcher sonst in seiner Provinz ungekannt seinen einfachen Lebenslauf fortgesponnen, war durch die Umstände nach Paris gerufen und entwickelte hier seine glänzenden Anlagen. Ebenso zeigten sich unter dem Adel viele begabte junge Leute, denen es weder an Kenntnissen, noch an gutem Willen fehlte, ihrem Vaterlande zu dienen und die sich

gern denen zugesellten, welche die Rechte des Volkes vertraten.

Frau von Staël lebte jetzt in einem glänzenden Kreise. Als Tochter eines Ministers, der fast allmächtig war, und als Gattin eines Gesandten, wurde ihr Haus ein Mittelpunkt der ausgezeichnetsten Männer. Trotz ihrer diplomatischen Beziehungen zu dem Hofe, war es ihr gestattet, viele Vertreter des dritten Standes bei sich zu sehen und mit ihnen zu berathen, wie man die Prärogative des Königs schmälern und den Gesetzen eine gleichmäßige Geltung zu schaffen vermöge. Sie begehrte eine neue Verfassung mit dem Kopfe eines Mannes und dem Herzen einer Frau. Sie wollte auch der Geringsten einen nicht ausgeschlossen sehen von seinem Antheil an dem Ertrag der Ernten, noch an den Früchten, welche die Civilisation gereift.

Necker ging in seinen Forderungen nicht so weit; doch störte er seine Tochter nicht in ihren Wünschen und Plänen, für die sie mit Begeisterung wirksam war. Was seine Stellung als Minister zu befördern verbot, dem mochte sie sich frei hingeben.

Diners, Soupers, jedes gesellige Vergnügen, ja sogar das Theater, schien nur da zu sein, um Veranlassung zu politischen Streitigkeiten zu geben. Wohin das Ohr hörte, vernahm es nur den Klang hierauf bezüglicher

Worte. Die schöne Literatur hatte ihren Reiz verloren, die Herren der Akademie mochten darüber keine Reden mehr halten.

Die Hoffnung auf bessere Zeiten erfüllte alle Herzen mit Freudigkeit und ließ das Ungemach des Augenblicks vergessen. Frau von Staël wohnte fast täglich den Sitzungen bei. Gleich ihr, fanden viele der ersten Damen der Gesellschaft sich dabei ein, ohne daß eine andere den gleichen Einfluß gewann.

Indessen drängte ein böser Feind sein bleiches Antlitz in die Versammlung der berathenden Deputirten, und drohte, sie in ihren Sorgen für die Zukunft durch die ernsten Anforderungen der Gegenwart zu hemmen: das war der Hunger!

Wenn die glänzende Equipage der schwedischen Gesandtin im Fluge durch die Straßen von Paris eilte, konnten ihrem Auge die Tausende von Unglücklichen nicht entgehen, welche, in Lumpen gekleidet, aus hohlen Augen sie anstarrten, und die Hände, wie bittend, erhoben. Was vermochte sie ihnen zu bieten, das hier Linderung gebracht hätte!

Entsetzt wandte sie ihr Gesicht ab. Hatte es dahin kommen müssen, bevor man dem armen Lande schützende Gesetze geben wollte?

Von diesen neuen Gesetzen erwartete sie jetzt alles.

Immer bitterer wurde indessen die Noth. Die schlechte Nahrung bewirkte Krankheit und Fieber; auf den Märkten und an den öffentlichen Plätzen lagerte die obdachlose Menge, Zigeunerbanden gleich; in den dunkeln Nächten schlich der Tod leise durch ihre Reihen, und erlöste die des Elendes Müden.

Erschien ein Wagen mit Lebensmitteln, so entstand ein Aufruhr, man stritt, wer davon genießen solle und eine bewaffnete Macht mußte herbeigerufen werden, um einen Kampf zu verhindern.

Wenn der Mißmuth im Volke diese Höhe erreicht hat, dann bedarf es nur einer Gelegenheit, oder eines ehrgeizigen Menschen, um einen Thron zu stürzen.

Trotz ihrer politischen Hoffnungen, empfand Frau von Staël lebhaft die traurige Lage des armen Volkes, und hätte gern mit jedem Einzelnen getheilt, was ihre reich besetzte Tafel bot. — Der Mensch, welcher im Schweiße seines Angesichtes ehrlich sein Brod erwerben möchte, und die Möglichkeit dazu sich versagt findet, schien ihr vor allen Sterblichen beklagenswerth; denn der Bissen, welchen die Barmherzigkeit einem solchen reicht, hat einen herben Geschmack.

Weinend kam sie zu ihrem Vater und schilderte ihm, was sie gesehen und fragte, wie hier zu helfen sei?

Necker hatte bereits jedes Mittel versucht, der wach-

senden Noth zu steuern, und es erschöpft. — Niedergeschlagen, mit gefalteter Stirne, die Arme auf dem Rücken gekreuzt, stand er vor seiner Tochter und blieb ihr die Antwort, die sie begehrte, schuldig.

„Mein Gott! Mein Gott!“ seufzte sie. „Wie wird man diese an dem Volke begangene Sünde büßen müssen!“

Bitter erwiederte Necker:

„Wenn dies nur die einzige Abrechnung wäre! Aber — könntest Du die Gefängnisse sehen, könntest Du ein Auge in diese Kerker werfen, worin so viele schmachten, ohne eine Ahnung ihres Verbrechens zu haben — könntest Du einmal nur durch die Zellen von Bicêtre wandern — dann würdest Du erfahren, was es mit der Gerechtigkeit der Menschen auf sich hat. — Ich kann nicht helfen. Wenn das Haus an allen Ecken brennt, nützt eine Feuerspritze wenig.“

Sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und blieb lange sprachlos vor ihm stehen.

„Der Frühling ist da, die Ernte so nahe, müssen denn wirklich so viele Tausende Hungers sterben?“ fragte sie mit trostlosem Tone.

„Gott mag es wissen, mein Kind!“ sagte Necker, sie an sich ziehend und auf die Stirne küssend. „Ich muß glauben, daß die Vorsehung es so wolle; denn ich sehe hier das Uebel, ohne den Quell ergründen zu können.“

Auf ihrem Wege nach Hause wurde ihr Wagen mehrmals aufgehalten. — Das Volk hielt die Bäckerläden umstellt, und forderte mit Gewalt Einlaß. — Man hatte ihm Brod gereicht, das mit Erde vermischt war und in seinen Eingeweiden verzehrend wirkte. — Für den Hof gab es immer noch das schönste, weißeste Mehl, dort kannte Niemand den Mangel, dessen Folgen hier auf erdfahlen Gesichtern mit Grabesschrift verzeichnet waren.

Außer sich, erreichte sie ihre Wohnung.

„Wie wird dies enden!“ jammerte sie und ging ihre Freunde an, ein Rettungsmittel in dieser äußersten Noth aufzufinden; aber nur ein Achselzucken, eine verneinende Bewegung des Kopfes diente ihnen als Antwort.

Sie raffte endlich ihr baares Geld zusammen, und ging zu Fuß damit aus. Sie wollte kranken, leidenden Frauen eine Hülfe bringen und vergaß, daß das Geld seinen Werth verloren hatte, seit man kein Brod dafür erstehen konnte.

Sie irrte von Straße zu Straße. Gleichsam, als könne sie sich nicht sättigen am Anblicke all dieses Elends, so folgte ihr Auge der immer neu veränderten Scene, welche Hunger und Elend geschaffen.

Sich unbewußt hatte sie nach dem Garten des Palais Royal eingelenkt, als sie plötzlich den Ruf: „Nach der Abtei! nach der Abtei!“ vernahm. Die Stimme gehörte

einem jungen Manne, welcher, auf einem Stuhle stehend, der Menge zurief. Beifallklatschen begleitete ihn, als er jetzt das Zeichen gab, daß man ihm folgen solle. Ein ganzer Menschenstrom setzt sich in Bewegung und Frau von Staël wird mit fortgerissen.

Aengstlich blickt sie sich um, wo sich ihr ein Ausweg biete. Sie war nie in einem Gedränge gewesen, sie kannte dessen unwiderstehliche Macht nicht, und suchte sich dem Vorwärts entgegen zu setzen.

Da trat zum Glück für sie der Bischof von Autun aus dem Kaffeehaus Foy und erblickte zu seiner Verwunderung die Gemahlin des schwedischen Gesandten in einem Volksauflauf. Daß sie nicht willig mitgehe, ahnte ihm sogleich, ohne Zögern bot er ihr daher seinen Arm und suchte mit ihr eine feste Stellung zu gewinnen, wo der Zug an ihnen vorüberstreifen könne. Das gelang.

Sowie der Raum sich ein wenig vergrößerte und ihnen freien Athem vergönnte, sagte er: „Sie sind mir zuvorgekommen, Madame. Sie haben sich dem dritten Stande factisch zugesellt, während ich noch nachsann, ob es sich in der Theorie für mich der Mühe lohne."

„Sie scherzen stets, Herr von Talleyrand, selbst wenn der Ernst sie aus vor Hunger verzerrten Gesichtern anstarrt. Aber, sagen Sie mir, wohin eilt diese Menge?"

„Nach der Abtei!" lautete ja ihr Schlachtruf. „Sie

wollen die elf Gardisten befreien, welche dort eingesperrt sind, und in dieser Nacht, zufolge dem Gerüchte, nach Bicêtre gebracht werden sollen. Das Militär fängt an rebellisch zu werden; es will es nicht dulden, daß ihnen das Avancement versagt ist, weil ihre Geburt sie nicht zu höheren Ehrenstellen befähigt. Der alte Ségur hätte dies Gesetz nicht wieder in Anregung bringen sollen."

„Es ist eine unbegreifliche Blindheit!" rief Frau von Staël. „Daß die Menschen nicht einsehen lernen, nur das Talent sei von Gottes Gnaden! — Aber, reden wir davon heute nicht. Helfen Sie mir ein Mittel ersinnen, um Paris von dieser Hungersnoth zu erlösen! — Ich kann Ihnen nicht sagen, was ich dabei leide! — Könnten meine Thränen Brod geben, sie würden unversiegbar über das Geschick dieser armen Leute fließen!"

„Ich kann Ihnen leider nur mit dem einen Vorschlage dienen, die Güter der hohen Geistlichkeit einzuziehen, und bin bereit den Antrag dazu zu machen," sagte er mit seiner gewöhnlichen feinen Ruhe, als handle es sich um irgend eine unbedeutende Sache.

„Mein Gott! Das wollen Sie!" rief Frau von Staël lebhaft. „Wissen Sie, Talleyrand, daß Sie eben ein großes Wort ausgesprochen haben?"

„Wozu könnten Sie mich nicht bewegen!" erwiederte

er mit einem Seitenblick seines schönen blauen Auges auf die ihn mit Begeisterung anstaunende junge Frau.

„Ach! Talleyrand, ich habe oft an Ihnen gezweifelt, wenn Sie jedoch diesen Schritt thun, dann bitte ich Ihnen in meinem Herzen ab, daß ich Ihrer aufrichtigen Theilnahme an dem Wohle Frankreichs mißtraut."

Er lächelte fein. „Sie werden noch mehr Freude an mir erleben, als Sie jetzt vermuthen," sagte er bedeutsam. „Ich werde es Ihnen beweisen, daß Sie mich verkannt haben."

„Ich will Ihnen alle, alle Gerechtigkeit widerfahren lassen," rief sie bewegt, „nur helfen Sie mir die armen, armen Menschen vor dem Hungertode bewahren. Sehen Sie dort jene Gruppe! — Wie sie mich anstarren, diese Weiber mit ihren bleichen Angesichtern. Ist denn kein Bäckerladen zu finden, der uns Brod überließe! Ach! Nur wenigstens das Bewußtsein haben, daß man gerettet, was man retten konnte!"

„Was Sie dem Einen reichen, das müssen die Andern entbehren," erwiederte Talleyrand mit unverändertem Tone, indem er mit leichtem Schauder das Gesicht von der schrecklichen Gruppe abwandte. „Ich fürchte, wir werden noch Schlimmeres erleben! Freie Institutionen erkämpfen sich nicht ohne Blutvergießen."

„Nur kein Bürgerkrieg!“ rief Frau von Staël entsetzt. „Was man mit Gewalt ertrotzt, wird nur zu leicht durch Gewalt wieder genommen.“

In dem Augenblicke rollte rasch ein Wagen an ihnen vorbei.

„Das war Mirabeau!“ sagte Talleyrand. „Er ist krank. Sein Tod wäre ein Glück für Frankreich! Es war nicht klug von Herrn Necker gehandelt, daß er ihn nicht für seine Partei zu gewinnen suchte.“

„Mein Vater ist kein Diplomat. Er geht nur den graden Weg.“

„Und steht plötzlich vor einem Abgrund.“

Als sie ihr Hotel erreichten, fanden sie die Equipage Necker's vor der Thüre haltend und im Salon Madame Necker, ihrer Tochter wartend.

„Ich komme so eben aus dem Hospital,“ sagte diese. „Es sind so viele Kranke dort, daß der Raum nicht mehr hinreicht und der Typhus greift dabei um sich. Ich wollte Dich bitten, zu Bailly zu fahren und ihn zu ersuchen, irgend ein Local anzuweisen, wo man die Nächstkommenden unterbringen könne.“

Während sie sich noch über diesen Gegenstand besprachen, trat Condorcet ein.

„Ich bringe Ihnen hier die allerneueste literarische Production,“ sagte er mit seinem gewöhnlichen satyrischen

Lächeln und reichte Frau von Staël ein Blatt hin. Sie entfaltete es. Es stellte John Bull vor, auf der englischen Constitution reitend, von einem alten Gentleman getrieben, welcher ausrief:

„Laissez-les faire, à force de la faire galopper ils la créveront.“ *

„Immer Scherz und Ernst neben einander!“ rief Frau von Staël kopfschüttelnd aus. „In dem Momente wo der Aufruhr und das Elend an alle Thüren pocht und jedes Herz zur Theilnahme auffordert, findet man noch Laune, diese arme Constitution zu mißhandeln, welche England groß gemacht hat.“

„Man muß zu vergessen suchen, was man nicht ändern kann,“ nahm Herr von Talleyrand das Wort. „Darum stimme ich dafür, daß wir für heute nicht ferner von Brod und Constitutionen reden und dafür die Oper besuchen. Es wird Gluck's Iphigenie gegeben.“

Sein Vorschlag fand Beifall. Auch Madame Necker fühlte das Bedürfniß, sich von so vielen peinlichen Ausdrücken auszuruhen. Die Theater waren, trotz der allgemeinen Noth und Sorge, immer noch gefüllt. Häufig jedoch kam es dabei zu Streitigkeiten unter den Zuschauern, die oft mit Faustschlägen entschieden wurden. Die Erbitte-

* Memoiren von Condorcet.

rung des Volkes wuchs mit jedem Tage, und da es in den Logen die Aristokratie vermuthete, so unterbrach es die Vorstellung dadurch, daß es mit Aepfeln nach einigen geschminkten Damen warf.

Die Familie Necker durfte allerdings nicht besorgen, solchen Beleidigungen ausgesetzt zu sein; indessen verdarb der Anblick der Rohheit ihnen doch den Genuß des Abends und verstimmt kehrten Mutter und Tochter in ihre Wohnung zurück.

Herr von Staël war bei Hof gewesen. Gegen seine Gewohnheit ließ er sich erkundigen, ob seine Gattin zu Hause sei und kam, auf die bejahende Antwort, zu ihr hinüber in den Salon. — Sie vermuthete schon, daß irgend eine besondere Veranlassung ihn zu ihr führe und sah ihn bei seinem Eintritt erwartungsvoll an. Er nahm Platz und sprach von gleichgültigen Dingen. Dadurch spannte er ihre Neugierde nur um so mehr. Sie hörte ihm zerstreut zu und unterbrach ihn endlich mit der Frage:

„Sagte der König heute etwas von meinem Vater, oder erwähnte er seiner nicht?"

„Das wäre wohl unmöglich!" erwiederte Herr von Staël. „Ein Mann, dessen Name in dem Munde von ganz Frankreich ist, kann in keiner Unterhaltung übergangen werden."

„Er lobte ihn also?"

„Keineswegs! — Man that geheimnißvoll und warf sich, wenn der Name Necker genannt wurde, eigenthümliche Seitenblicke zu. — Darüber verwundert, nahm ich Herrn d'Esprémenil bei Seite und fragte ihn, wohin das ziele? Daß man ihn hängen wird, bevor noch vierzehn Tage um sind, erwiederte mir dieser mit zuversichtlichem Lächeln."

„Wie kann man das, wie darf man das?" rief Frau von Staël erbleichend. „Ganz Paris würde sich empören, wenn man meinem Vater ein Haar krümmte."

„Man wird sich vor einem öffentlichen Schritte hüten," erwiederte Herr von Staël ernst. „Man nimmt ihn gefangen und läßt ihn verschwinden. — Das Grab giebt seine Todten nicht wieder."

Ein gellender Schrei des Schmerzes folgte dieser Aeußerung. Athemlos vor Entsetzen, griff die junge Frau nach der Schelle und befahl ihren Wagen.

Es war schon spät als sie bei Necker eintrat, doch die Sorge um Frankreich hatte ihn wachen gelehrt, und sinnend stand er am Fenster und schaute in die dunkle Nacht hinaus, welche so viele Scenen des Jammers in ihren Schleier hüllte. Da legte sich ein Arm um seinen Hals und das strahlende Auge seiner Tochter blickte mit zärtlich besorgtem Ausdruck zu ihm empor.

„Du hier?" fragte er überrascht. „Was führt Dich so spät noch her? — Was ist geschehen?"

„Laß uns fliehen!“ rief sie athemlos. „Sie wollen Dich tödten. Rette Dich, da es noch Zeit ist.“

Necker erbleichte, doch faßte er sich im nächsten Augenblicke und erwiederte:

„Gott ist mit mir und mein gutes Gewissen. Sei also unbesorgt, Germaine. So beschützt, ficht Deinen Vater Niemand an.“

Sie sah mit Bewunderung und Verehrung zu ihm auf. „Aber die Gewalt! Wenn Du ihr weichen müßtest.“

„So sterbe ich, wie ich sterben muß, mein Kind. Möchtest Du Deinen Vater nicht lieber auf seinem Posten fallen, als feige desertiren sehen?“

Sie schwieg. Ihr Haupt an seine Brust gelehnt, weinte sie lange still vor sich hin, dann erhob sie sich, küßte ihn und verließ, ohne ein Wort zu sagen, das Zimmer. — Necker blickte ihr lange bewegt nach. — „Mehr als die ganze Welt liebt und versteht mich mein Kind,“ sprach es in ihm und dankbar richtete er dafür sein Auge zum Himmel empor.

Zwölftes Capitel.

Necker's Triumphzug.

Große Städte sind während der Sommermonate kein angenehmer Aufenthalt. Eine drückende Gewitterschwüle lagerte schwer über der Hauptstadt Frankreichs und wirkte entmuthigend auf die ohnehin schon trübe Stimmung. Da verbreitete sich am Abend des zwölften Juli, durch den Courier de Versailles Nro. 8, die Nachricht, daß der König Necker entlassen habe.

Eines solchen Funkens bedurfte es nur, um den fertigen Brennstoff zu mächtigen Flammen anzufachen.

Sowie dies Blatt in den Kaffehäusern ausgelegt wurde und den ersten Lesern in die Hand fiel, stürzten diese sogleich hinaus auf die Straßen, und erfüllten die Luft mit dem Jammergeschrei: Das Königreich stehe in

Gefahr, Paris sei verloren, denn Necker habe es verlassen.*

Die Theater wurden unterbrochen, eine wahnsinnige Verzweiflung bemächtigte sich des Volkes, es stürzte sich hinaus auf die Straßen und wogte in dichten Massen dem Palais Royal zu. Hier riß man die Blätter von den Bäumen, heftete sie als Kokarde an die Hüte, holte dann die Büste Necker's und die des Herzogs von Orleans aus einem Laden, und trug beide im Triumphe durch die Straßen.

Während dieses Tumultes brach die Nacht herein; aber eine laue Sommernacht, von einzelnen Blitzen durchleuchtet, welche der vor Aufregung trunkenen Menge kein Obdach zum Bedürfniß machte.

Auf diese Art tragen Jahreszeit und Klima bei zu den großen Epochen der Geschichte; — ein Regenschauer, ein Schneesturm, und wie ganz anders hätte der nächste Morgen Paris begrüßt!

Frau von Staël hatte einige Gäste bei sich gehabt, und war, in einer lebhaften Unterhaltung vertieft, nicht gewahr geworden, wie bewegt es in den Straßen ward und mit welcher ängstlich forschenden Miene ihre Diener

---

* Marmontel.

sie beobachteten. Jetzt befand sie sich allein und trat an das Fenster, um noch einmal Luft zu schöpfen, bevor sie sich zur Ruhe begab. Da vernahm ihr Ohr die schauerlichen Töne des Aufruhrs, welcher durch die Straßen tobte. Erbleichend wandte sie sich zurück, und wollte das Zimmer verlassen, als Herr von Montmorency athemlos herein stürzte.

„Mein Gott! Was ist geschehen!“ rief die junge Frau ihm angstvoll entgegen, und erhob, wie flehend, die Hände.

„Sie wissen es nicht?“ fragte Herr von Montmorency erstaunt. „Sie wissen es wirklich nicht, warum Paris die Sturmglocke läutet und uns Allen mit Tod und Untergang droht?“

„Ich bitte Sie, nein!“ rief sie außer sich.

„Weil Necker fort ist.“

„Fort!“ rief Frau von Staël und zitterte so heftig, daß sie sich halten mußte, um nicht zu fallen. „Fort! Und ohne mir ein Wort zu sagen? Das kann nicht sein! Kann nicht sein!“

„Doch ist es so. Er reiste auf Befehl des Königs ab, ohne Jemand ein Wort zu sagen. Als er eben bei Tische saß, ward ihm das Schreiben des Königs überreicht; Ohne eine Miene zu verziehen, las er es, legte es bei Seite,

und beendigte sein Mahl; dann bestellte er seinen Wagen zu einer Spazierfahrt und stieg mit Ihrer Frau Mutter, weiß gekleidet, wie sie war, ein. Wir sahen ihn fortfahren, und erfuhren erst eine Stunde später, daß er nicht wiederkehren würde."

„Meine Ahnung!" rief Frau von Staël schmerzlich bewegt. „Aber Gottlob! daß es nicht schlimmer gekommen ist. Ich fürchtete, daß man ihn gefangen nehmen würde, um sich gegen eine Empörung des Volkes zu sichern."

„Das konnte man nicht wagen, denn es giebt keinen Kerker, aus dem ganz Frankreich ihn nicht befreit hätte. Nur indem man ihn über die Grenzen des Landes verwies, war man davor sicher. Aber auch jetzt noch muß man mit bewaffneter Macht einschreiten, um die Ordnung herzustellen. Ich würde mich nicht wundern, wenn das Volk Necker's Rückkehr ertrotzte."

„Mein armer Vater! — So lohnen die Könige!" rief Frau von Staël schmerzlich. — „Gestern noch allmächtig auf Frankreichs Boden, eilt er heute als Flüchtling dessen Grenze zu erreichen. — Ich folge ihm. In diesen trüben Stunden bedarf er meiner doppelt. Bei dem Undanke der Welt kann nur die Liebe seines Kindes ihm Entschädigung bieten!"

„Warten Sie ab, daß er Ihnen seinen Aufenthalt

melde. Man sagt, daß er auf einem Umwege reise, damit das Volk ihn nicht einhole!"

„Wie edel! Wie großmüthig!" rief sie begeistert aus, während ihre Thränen flossen. „Auch jetzt noch diese Rücksicht auf einen König, der ihn nie erkannte, und wo er ihn erkannte, nie den Muth hatte für ihn aufzutreten. Er sitzt in seinem Palaste, und muß es hören, wie hundert Tausende in dieser Nacht über den Verlust eines Mannes trauern, der Allen ein Vater war. Des Volkes Stimme ist auch Gottes Stimme! — Ach! Montmorency, wie schwer wird es den Königen, zu dieser echten Humanität sich zu erheben, welche die Menschenrechte anerkennt!"

Lange wanderte sie noch einsam in den weiten Gemächern auf und ab, während der Tumult mit jedem Augenblicke ungestümer an die Pforten pochte. Sie hörte den Ruf nach Waffen, hörte der Sturmglocke mächtigen Ton, und drückte die zitternde Hand auf das ungestüm pochende Herz.

„Mein Vater fern, mein Gatte, ich weiß nicht wo; wie verlassen bin ich, trotz meiner glänzenden Lage!" seufzte sie in sich hinein, und empfand tief den Unterschied zwischen warmen Bewunderern ihres Geistes und treuen Freunden in Zeiten der Noth.

In der Frühe des nächsten Morgens traf ein Courier

mit einem Briefe von Necker ein, der seine Tochter mit seiner Reiseroute bekannt machte, und sie bat, ganz in der Stille, wie auch er es gethan, Paris in Begleitung von Herrn von Staël zu verlassen.

Mit schwerem Herzen bestieg sie ihren Reisewagen. Sie hatte von keinem ihrer Freunde Abschied genommen und wußte nicht wie bald sie hierher zurückkehren würde. Sie nahm ihren Weg durch die einsamsten Straßen, und lehnte sich in die Ecke zurück, um ihr Auge gegen die Scenen des Gräuels zu verschließen, welche Paris verheerten. Als sie die Stadt hinter sich hatten und vor ihnen die grüne Sommerlandschaft so ruhig und freundlich da lag, als ob nur Friede auf der Erde herrsche; athmete sie tief auf. — Die Gräuel eines Bürgerkrieges ließ sie in dem von ihr so geliebten Paris zurück, und beweinte aus tiefster Seele dessen Schrecken.

Als sie Basel erreichte, fand sie ihre Eltern schon vor. Necker war sehr niedergeschlagen. Mißmuthig schaute er auf sein zweites Ministerium zurück, daß er so wenig befriedigend hatte aufgeben müssen. In sich gekehrt und ernst saß er, äußerlich theilnahmlos, da, und selbst die Gegenwart seiner Tochter vermochte ihn nicht zu zerstreuen.

Bald jedoch sollte er nicht der einzige Flüchtige sein. Zu seinem Erstaunen erfuhr er schon am Tage darauf,

daß die Herzogin von Polignac angekommen sei und wenige Stunden später ließ sie ihn um seinen Besuch bitten.

Necker lächelte bitter, während er ihr Billet in seiner Hand zusammendrückte.

Die schöne Frau hatte, wie alle am Hofe der Königin, dem Parvenu nie wohl gewollt, und ihm empfinden lassen, daß sie ihn nicht für ebenbürtig halte; er dagegen hatte ihrer Verschwendung aufrichtig gegrollt, und ihr die königlichen Geschenke nie verziehen.

Das Leid sollte sie jetzt zusammen führen, wie es das Glück nie vermocht.

Necker erfuhr von ihr, daß seine Entlassung eine gewaltige Empörung veranlaßt, in deren Folge viele Aristokraten die Flucht ergriffen und die Königin, um das Volk zu versöhnen, sie entlassen habe. — „Ohne ein Wort des Abschieds!“ fügte sie hinzu und brach in Thränen aus.

Als er von diesem Besuche nicht ohne innere Befriedigung zu seiner Familie zurückkehrte, trat ihm Frau von Staël mit triumphirender Miene entgegen. „Ein Brief vom Könige!“ rief sie freudig. „Er bittet Dich, zurück zu kehren.“

Necker nahm das Schreiben, schüttelte dann aber ernst sein Haupt und sprach: „Ich gehe nicht! An eine verlorene Sache will ich meinen Credit nicht wagen.“

„Verloren!“ rief Frau von Staël entsetzt aus. „Du wolltest Frankreich verloren geben, so lange Deine Hand es zu lenken vermag, wie Du begehrst, so lange Dein Wort dort eine Allmacht besitzt, vor der sich alles beugt, und Dein Name allein schon hinreicht, seinen Schatz zu füllen! — Du kannst dort alles thun, kannst aus Frankreich allès machen, verloren ist es nur, wenn Necker es verläßt.“

Er betrachtete seine Tochter wehmüthig. „So sieht Dein Herz die Sache an,“ erwiederte er kopfschüttelnd. „Dein Verstand würde anders urtheilen, wenn ich nicht Dein Vater wäre.“

„Glaube mir nur dies eine Mal!“ sagte sie schmeichelnd und kniete vor ihm hin und zog seine Hände an ihre Lippen.* „Erfülle nur dies eine Mal die Bitten Deiner Tochter, welche Frankreichs Geschick in Deine Hand legt. Blicke mit Muth und Zuversicht in die Zukunft, und beseitige mit kühner That die Schwierigkeiten auf Deinem Wege, und Du bist des glänzenden Zieles gewiß. Wolle nur, mein theurer Vater, und das Gelingen wird Deine Schritte begleiten. — Stelle Dich, wie Washington, an die Spitze des Staates, führe, wenn es sein muß, das Ruder mit der kräftigen Hand eines Cromwell, verschaffe den Gesetzen Geltung, indem Du Jeden, ohne Unterschied,

* Madame de Crequis.

vor ihre Schranken führst, setze das Volk in seine Rechte ein, und Dein Name wird in der Geschichte neben den größten Wohlthätern der Menschheit prangen. Die französische Nation liebt Dich, vergöttert Dich, sie begehrt ungestüm Deine Rückkehr; verlasse sie nicht in ihrer Noth! — Erhöre ihr Flehen! Wende Dein Angesicht nicht ab von denen, welche ihr Auge bittend zu Dir erheben!"

Auch Madame Necker nahte sich jetzt, und redete ihrem Gatten mit leiser, sanfter Stimme zu. Sie fühlte, wie schwer es ihm werden mußte, dem bewegten Leben der Hauptstadt zu entsagen, wo seine Popularität ihn zum Helden des Tages erhob und Bewunderung seinen Schritten folgte. So sehr ihr selbst die Ruhe von Coppet Bedürfniß war, und so gern sie mit dem Manne, den sie immer noch schwärmerisch liebte, dort in der Einsamkeit gelebt hätte, so fürchtete sie doch, daß er in solcher Abgeschiedenheit nur bereuen würde, die ihm gebotene Gelegenheit zur Rückkehr nach Paris nicht ergriffen zu haben.

Ihren vereinten Bitten gab der Exminister jetzt nach,* und jubelnd bestellte seine Tochter den Reisewagen zur augenblicklichen Abfahrt.

Allgemeiner Jubel begrüßte seine Rückkehr. — In allen Dörfern, durch die sein Weg führte, läutete man die

* Madame de Crequis.

Glocken, die Arbeiter auf dem Felde ließen alles ruhen, um ihn zu sehen, man spannte die Pferde aus, um seinen Wagen zu ziehen; Frauen und Kinder knieten am Wege, und flehten den Himmel an, ihren Beschützer zu erhalten.

Dieser Weihrauch ließ ihn nicht ungerührt. Er liebte die Menschen und glaubte darum an ihre Liebe. Frau von Staël saß ihm mit glänzenden Augen gegenüber, und genoß doppelt die Verehrung, welche ihrem geliebten Vater gezollt ward.

In einer Dorfschenke traf er den Baron Bezenval, den man gefangen abführte. Sogleich bemühte er sich, den würdigen Mann zu befreien, und bat die Leute, nie auf die Stimme zu hören, welche ihnen von Rache rede. Vergeben und Vergessen müsse ihr Motto sein, das wiedergeborene Frankreich dürfe nur das Recht und die Menschlichkeit walten lassen.

Mit wie verschiedenen Gefühlen hatte Frau von Staël diese selbe Straße vor vierzehn Tagen zurückgelegt. Damals ließ sie hinter sich den Mord und den Brand und fuhr einer ungewissen Zukunft entgegen; jetzt führte sie den Frieden und die Eintracht in das von Leidenschaften aller Art bewegte Paris zurück.

In Versailles hielt Necker an, um den König zu begrüßen. Bewegt trat er Ludwig XVI. entgegen. Er hatte

ihm treu gedient und war dafür durch die Verbannung belohnt worden, dieser Gedanke ließ ihn nicht gleich das rechte Wort zur Anrede finden.

Marie Antoinette empfing den ihr aufgedrungenen Minister mit kalter Höflichkeit. Necker bemerkte in seiner Bewegung ihre Zurückhaltung nicht, griff gerührt nach der Hand der Königin und drückte sie an seine Lippen. Da zuckte es wie Schmerz um den Mund der schönen Frau. Der Verstoß der Etiquette kränkte sie selbst in dieser ernsten Minute so sehr, daß sie darüber den Blick für die Aufwallung eines warmen Herzens verlor, das sich mit Theilnahme vor ihr neigte. — So schwer wird es den Königinnen menschlich zu fühlen.

Unter dem Jauchzen einer freudetrunkenen Menge setzte Necker seinen Triumphzug nach Paris fort. Die ganze Bevölkerung drängte sich in die Straßen, ja selbst die Dächer waren mit Zuschauern gefüllt, und die Lüfte wiederhallten von dem Jubelrufe: „Es lebe Monsieur Necker.“ *

Beim Hotel de ville angekommen, verdoppelte sich der Beifallsruf, während Necker den Wagen verließ und in den Saal hinaufstieg, um dem Magistrate Bericht über seinen Befehl in Bezug auf die Befreiung Bezenval's ab=

---

* Madame de Staël: Sur la Révolution.



zustatten. — Frau von Staël hielt ihre Schritte einen Augenblick an und ließ ihr Auge über die versammelte Volksmenge gleiten, welche sich hier zusammendrängte, um einem Manne zu huldigen, den sie ihren Vater nannte.

Es war der glücklichste Augenblick ihres Lebens. Hatte ihre Seele nach Ruhm gedürstet, so war das Uebermaß desselben ihr heute gereicht. Sie fühlte, daß die allgemeine Bewunderung sich nicht höher steigern könne.

Indessen bat Necker im Saale um eine allgemeine Amnestie, und alle Herzen stimmten diesem Rufe der Gnade bei;* das ganze versammelte Volk wollte an einer Handlung der Güte und Milde Theil nehmen, man umarmte sich, küßte sich und schwor eine ewige Freundschaft. Die großen Worte Liberté, égalité, fraternité bekamen jetzt zum ersten Male einen Klang.

Tief gerührt trat Necker jetzt auf den Balcon hinaus, welcher auf den Place de Grève führt, und zeigte sich, von seiner Gattin und Tochter begleitet, der versammelten Menge, um noch einmal laut die schönen Worte des Friedens zu wiederholen.

Tausende und Tausende von Stimmen jauchzten deren Klange nach, kein Auge blieb thränenleer, selbst Madame Necker konnte sich der Rührung nicht erwehren, und

* Bertrand de Moleville.

während sie sich bewegt an ihren Gatten schmiegte und seine Hand an ihre Lippen zog,* sank ihre Tochter, von der Gemüthsbewegung überwältigt, leblos zu Boden.**

Als Frau von Staël eine Stunde später sich in ihrem Hotel wiederfand, fragte sie sich, ob sie denn nicht geträumt. — Langsam rief sie ihrem Gedächtnisse das Erlebte zurück, und baute darauf eine goldene Zukunft, uneingedenk, daß der Weg zu dem gewünschten Ziele schon mit blutigen Spuren bezeichnet sei, und daß dem jetzt noch wohlklingenden Worte Revolution, das nach Erstürmung der Bastille zum ersten Male ausgesprochen wurde, bald auch das gräuliche Gespenst der Anarchie sich anhängen würde.

Die Augen noch von den Thränen geröthet, welche sie dem Glücke des Tages nachgeweint, saß sie am Abend ihrem Vater gegenüber und sprach von der schönen Zeit, wo das Volk nicht mehr hungern, und die Ruhe in Paris hergestellt sein würde, als man Necker ein Blatt überreichte, das die Nachricht enthielt: man habe den Befehl der Amnestie zurückgenommen.

Necker erbleichte.

Was man ihm vor vier Stunden erst bewilligt hatte, das bereute man schon jetzt; so war es vorbei mit seinem

---

* Bertrand de Moleville.

** Madame de Staël: **Sur la Révolution.**

Ansehen, so war seine Macht nur noch ein trügerischer Schein, und seine Rückkehr ein verfehlter Schritt gewesen. — Von dieser Minute an glaubte er innerlich nicht mehr an seine Mission!

Frau von Staël las auf seinem Gesichte, daß ihn etwas tief verletzt hatte. — Er aber schwieg. — Sie war zu glücklich, als daß er unnütz ihr die frohe Stunde verkümmern mochte. Die Erinnerung an ihre Kindheit, an Voltaire und seinen Lorbeerkranz stieg in ihr auf. Auch damals, wie heute, hatte sie das Volk auf den Dächern der Häuser einen Platz suchen sehen, und gewünscht, selbst eines Tages solche Triumphe zu feiern.

Sie seufzte bei diesem Gedanken. — Seit die Politik alle andern Interessen verschlang, dachte auch sie nur an Gesetze, und fand die Muße nicht mehr, ihre Ideen dem Papiere zu vertrauen. Ihr Leben war so reich, so viel bewegt, es nahm sie nach allen Seiten hin so mächtig in Anspruch; sie konnte daher für jetzt nicht an ein künstlerisches Gestalten gehen.

Als sie am folgenden Morgen durch die Straßen fuhr, bemerkte sie überall die Kokarde an den Hüten und Mützen, dies erste Zeichen eines beanspruchten Völkerrechtes. Sie erfuhr zugleich, wie viele der ersten Familien, der Graf von Artois an der Spitze, Frankreich verlassen hatten. Als sie den Platz besuchte, wo die Bastille ge-

standen, dies alte Bollwerk der französischen Monarchei, da fühlte sie lebhaft, wie tief deren Zerstörung die Grundfesten Frankreichs erschüttert. * Lange verweilte sie sinnend an dem jetzt wüst aussehenden Platze, und eine Ahnung stieg in ihr auf, daß man auf solchem Grunde nicht leicht eine Constitution erbaue.

---

* Carlyle.

Dreizehntes Capitel.

Die Träume des 18ten Jahrhunderts.

Jedes Jahrhundert ist der Träger gewisser Ideen, welche bis an ihre äußersten Grenzen verfolgt, plötzlich verlassen werden, und den folgenden Geschlechtern dann ein Lächeln abnöthigen. Wenn wir uns vergegenwärtigen, worauf Frankreich zu jener Zeit seine Hoffnungen bauete, so möchten wir es ein kindisches Träumen nennen; denn für uns sind das jetzt überwundene Standpunkte.

Die Gesellschaft von Paris war vielleicht nie so viel bewegt und so anregend gewesen, als grade damals, und trotz der drohenden Gewitterwolken, überließ man sich immer noch mit gleichem Muthe den Freuden der Geselligkeit. Jeder bildete sich jetzt politische Ansichten, Männer und Frauen gesellten sich gewissen Parteien zu und indem Jeder Anhänger zu gewinnen wünschte, wurde er beredtsam

und geizte nach Popularität. Nicht allein mündlich suchte man zu überzeugen, sondern auch schriftlich und so wuchs denn täglich die Zahl der Flugschriften und Zeitungen und jeder Club und jede Partei besaß bald ein eigenes Organ.

Nur Necker stand nach wie vor auf sich selbst angewiesen da. — Sein drittes Ministerium begann mit einer Niederlage, deren mehrere folgten, die ihn ebenso unvorbereitet trafen. Am Tage quälte man ihn mit Bittschriften, welche ihm oft Thränen erpreßten und bei Nacht fuhr er aus seinen Träumen empor, um den Schreckgespenstern zu entgehen, welche ihn mit hohlen Augen anstarrten und nach Brod riefen. — Sein Herz litt dabei so sehr, daß er den Grund zu einem Uebel legte, welches ihn später tödtete.*

So oft Frau von Staël zu ihrem Vater kam, begegnete sie in den Straßen den langen Reihen von Brodsuchenden, welche nach einander zu den Bäckerläden vorgelassen wurden. Sie aber brachte immer Hoffnung mit, Hoffnung auf das Ideal ihres Lebens, Hoffnung auf eine Constitution. —

Der Mensch lebt von Täuschungen. — Sobald sie

---

* Bertrand de Moleville.

zur Wahrheit werden, haben sie ihm ausgedient und er greift nach einem neuen Spielwerke.

Necker hatte mit seiner Gattin seinen Wohnort nach Versailles verlegt, um dem Könige nahe zu sein. — Seine Tochter konnte ihn nicht begleiten, ihr erstes Kind wurde ihr geboren, unter Freudenthränen drückte Necker seinen Enkel August an das Herz. Um so eifriger las sie jedes Wort, das sich auf ihren Vater bezog. Jeden Morgen, so wie sie erwachte, wurden ihr die Zeitungen gebracht, und da man jetzt den armen Necker für Alles verantwortlich machte, was er nicht verschuldet hatte, so kannte ihre Empörung über solche Ungerechtigkeit oft keine Grenzen, und häufig war die Gemüthsbewegung so stark, daß sie besinnungslos wurde. Die freie Presse übte ihr Recht. Daß sie nur bei einem Volke anwendbar sei, dessen sittliches Gefühl schon hoch entwickelt ist, wollte sie nicht eingestehen; denn für sie war Frankreich die Welt. — Der Götze der Popularität, dem jetzt alles huldigte, hatte gleichfalls seine Glorie noch nicht verloren, trotz der Erfahrung, welche sie an ihrem Vater gemacht.

So lange wir für eine Idee schwärmen, umhüllt sie unser Auge mit einer Binde, ähnlich der, mit welcher der kleine Liebesgott uns täuscht.

Der Sommer war dahingeschwunden, man hatte von

seinem Grün wenig mehr gesehen, als die zu Kokarden benutzten Blätter aus dem Garten des Palais Royal. Ob die Rosen geblüht, wer kümmerte sich darum? Dem Schönen widmete Niemand seine kostbare Zeit, die Künste ruhten; nur ob die Aehren reiften, wollte man wissen, um Brod daraus zu backen, und das Deficit zu decken.

Der Herbst stellte sich ein, die Blätter fielen; aber die Hoffnungen grünten fort. — Aus den Trümmern der Bastille hatten fleißige Hände kleine Schlösser gefertigt, Frau von Genlis legte ein solches Souvenir um ihren weißen Hals,* und andere Damen folgten dem Beispiele nach. —

Frau von Staël empfing jetzt nur noch Freunde der Constitution und bestrebte sich eifrig, auf diese einzuwirken, um sie nach ihrem Sinne abgefaßt zu sehen. Als Frau konnte sie nur mittelbar an dem großen Werke der Wiedergeburt Frankreichs Theil nehmen. Sie empfand das oft bitter. — Für sie war die Aufgabe nicht leicht, den Enthusiasmus ihr gleich gesinnter Männer anzufachen und zu leiten, und dabei doch gegen eine falsche Richtung zu bewahren. Es wird den Männern so schwer, es zu

* Carlyle, Französische Revolution.

begreifen, daß der warme Antheil einer Frau auch einer ernsten Sache gelten kann, und ihre Eitelkeit ist stets geneigt, die erregte Empfindung auf sich selbst zu übertragen.

Jede bedeutende Frau muß solche Erfahrung machen, wie also konnte sie Frau von Staël erspart werden? — Sie hatte Mathieu de Montmorency geliebt, wie sie nie wieder lieben konnte. Eine solche Jugendneigung läßt in der Seele Spuren zurück, die nie verlöschen. — Sie fühlte für ihn eine gewisse zärtliche Anhänglichkeit, die sich durch die zarteste Rücksicht aussprach, und sein edler Charakter gestattete es ihr, diese Neigung zu einem Freundschaftsverhältniß umzugestalten, das nur mit ihrem Tode enden sollte. —

Der geistreiche, schöne Narbonne war ihr auf andere Art werth geworden. Sie hatte in ihm den für alles Große und Schöne empfänglichen Sinn erkannt, und es war ihr ein Genuß, auf den Saiten dieser hoch gestimmten Seele nach Gefallen spielen zu können. Einen solchen Charakter zu beherrschen war ein Vergnügen; einen solchen Mann zu leiten befriedigte sowohl die Eitelkeit, wie den Stolz. — Da es ihm wiederum Bedürfniß war, sich Jemand anzuschließen, der sich die Mühe gab, ihn von der Richtigkeit seiner Ansichten zu überzeugen, so wurde Frau von Staël ihm ein täglich wertherer Umgang.

Außer diesen beiden Freunden sah sie jetzt noch den Bischof von Autun sehr häufig; doch konnte sie sich nicht rühmen, auf ihn Einfluß auszuüben. Hatte sie scheinbar einen Sieg über ihn gewonnen, so war er ihr auch wieder unter den Händen entschlüpft. Da er nie bei einer Sache warm wurde, so blieb der Vortheil stets auf seiner Seite, um so mehr, da Frau von Staël sich selbst in Eifer redete, und meistens von dem Gegenstande, der sie beschäftigte, so hingerissen wurde, daß sie sich in einer langen Rede aussprach, bevor sie dem Andern zu antworten gestattete. Diese Art, den Widerspruch zurückzuweisen, täuschte sie oft über die eigentliche Ansicht des Anderen, und verhinderte sie, durch einen gerechten Einwand sich selbst klar zu werden.

Der October war jetzt herangekommen; da meldete der Kammerdiener eines Morgens, als sie noch mit der Lectüre der Tagesneuigkeiten beschäftigt war: es sei die halbe Bevölkerung von Paris auf dem Wege nach Versailles, um den König um Brod zu ersuchen. Frau von Staël erbleichte bei dieser Nachricht. Wenn man sich an den König wandte, würde man auch Necker nicht übergehen. Sie befahl ihren Wagen und brach augenblicklich nach Versailles auf.

Die große Straße durfte sie nicht wählen. Auf Umwegen erreichte sie ihr Ziel, noch bevor die Menge eintraf.

Ihr Vater befand sich schon beim Könige, ihre Mutter war ihm bis in das Vorzimmer gefolgt, um sein Schicksal zu theilen, wie es auch ausfalle. —

Sie eilte Beiden nach.

Im Gemache Louis XIV. saß Madame Necker in einer Fensternische auf einem Tabouret, während eine Anzahl Höflinge umherstanden und mit angstvollen Mienen zu einander redeten.

Frau von Staël schritt durch ihre Reihen und nahm neben ihrer Mutter Platz. Angstvoll harrte man der kommenden Minuten, bis Lafayette erschien und Sicherheit versprach. „Da kommt unser Cromwell," flüsterte ein Cavalier bei seinem Eintritt. — „Der käme nicht allein," erwiederte Lafayette ruhig und trat in das Zimmer des Königs, wo er Necker, die Hände vor das Gesicht geschlagen, in gebeugter Stellung traf. Seine Seele litt bei dem Gedanken an diesen neuen Nothschrei des hungrigen Volkes.

Erst nach Mitternacht überließ man sich der Ruhe. Durch einen verdeckten Gang gelangte man von den Zimmern des Königs in die Wohnung Necker's. Diesen Weg schlugen Mutter und Tochter jetzt ein, nachdem die Garde Lafayette's die Ausgänge besetzt hatte. Aber welch eine Nacht verbrachte man!

Mit Grauen sah Necker dem kommenden Morgen

entgegen, mit Sorge seine Gattin und seine Tochter. — Er bangte für Frankreich, sie bangten für ihn. Lange konnten sie sich nicht von einander trennen.

Als kaum die Morgenröthe heraufzog, erweckte Frau von Staël ein Geräusch in ihrem Zimmer; sie fuhr empor und sah eine ihr unbekannte Dame. „Verzeihen Sie wenn ich Sie um ein Asyl bitte!" sagte sie. „Ich bin die Gräfin Choiseul-Gouffier. Meuchelmörder sind in das Zimmer der Königin gedrungen, sie ist zum König geflüchtet. Man findet nirgends mehr Sicherheit."

„Und mein Vater?" rief Frau von Staël aufspringend und schellte.

Herr Necker hatte sich schon zum Könige begeben. Frau von Staël eilte ihm dahin nachzufolgen. Auf dem Wege vernahm ihr Ohr unten im Hofe Flintenschüsse und in den Gallerien berührte ihr Fuß blutige Spuren. Schaudernd wandte sie sich davon ab.

Im Vorsaale traf sie die Garde du Corps, wie sie eben mit der Nationalgarde Kokarden austauschte, und dazu riefen: „Vive Lafayette!"

Die junge Frau schritt muthig mitten durch den bewaffneten Männerkreis, in den zweiten Saal, wo sie Madame Necker und viele Herren und Damen des Hofes fand. Eben trat auch die Königin ein. Ihr Haar war

unfrisirt, ihre Wangen waren marmorbleich; ihre Miene aber sprach Würde aus. Ihr Anblick machte einen tiefen Eindruck. Auf den Ruf der Menge trat sie auf den Balcon mit ihren Kindern, Todesverachtung in ihrem Blick; doch das gute Gefühl des Volkes siegte, und Jubelruf begrüßte sie. Als sie zurücktrat, sagte sie schluchzend zu Madame Necker:

„Man will den König und mich zwingen, nach Paris zu gehen, und die Köpfe unserer Garde du Corps auf Lanzen gestochen uns vorauftragen."

Madame Necker beklagte diese Absicht aufrichtig.

So wie die königliche Familie endlich Versailles verließ, kehrte auch Necker mit seiner Frau und Tochter auf einsamen Wegen nach Paris zurück. — Alle drei sprachen wenig. Die Sonne schien so hell vom wolkenlosen Himmel, die ganze Natur feierte, und kein Menschenauge wollte sich daran freuen. Im Bois de Boulogne spielten leise Lüftchen mit den ersten fallenden Blättern, und küßten kosend die Wangen der Fahrenden. Gedankenvoll ruhte das Auge Necker's auf der ruhigen Landschaft, während sein Ohr lauschte, ob nicht schon die Stimmen der Hunderttausende von Menschen vernehmbar seien, welche sich nach Paris zurückbegaben. Sein Herz that ihm weh. Wie sollte dies Alles enden, fragte er sich. —

Frau von Staël bemerkte seine kummervolle Miene, drückte seine Hand an ihre Lippen und sah ihn liebevoll an. „Nur Muth, mein theurer Vater!" sagte sie. „So bald die Constitution abgefaßt ist, wird das Volk sich beruhigen." Necker schüttelte bedenklich sein Haupt. — Die Constitution lieferte kein Brod.

Der König begab sich bei seiner Ankunft nach dem Hotel de Ville. Dahin folgte ihm auch Necker mit seiner Familie. Der Maire von Paris empfing ihn hier. „Ich kehre mit Vergnügen nach meinem lieben Paris zurück," sagte Ludwig XVI. „Und mit Vertrauen," fügte die Königin hinzu. —

Am folgenden Morgen empfing Marie Antoinette in den Tuilerien. Das ganze diplomatische Corps, und auch der Baron von Staël und seine Gattin fanden sich ein, um das königliche Paar zu begrüßen. Seit einem Jahrhunderte stand der alte Palast von seinen Besitzern verlassen da, wohin das Auge blickte, traf es auf Spuren einer Vergangenheit, welche der Gegenwart seltsam Hohn sprach. Die Königin hatte nichts vorbereitet gefunden, in Eile war ein einziges Gemach für sie hergestellt, in diesem befanden sich die Feldbetten für ihre Kinder, und die stolze Kaisertochter mußte in solcher Umgebung den Gesandten aller Höfe das Bild ihrer gesunkenen Größe vor das Auge stellen.

„Vous savez que je ne m'attendais pas à venir ici," sagte sie, wie sich entschuldigend, zu den versammelten Damen, welche sie nicht ohne Mitleid betrachten konnten. Die Tochter des Parvenu, auf die sie sonst so hoch herabgeschaut, hätte jetzt nicht an ihrem Platz sein mögen.

Necker blieb jetzt in Paris und auch die Assemblée Constituante mußte ihren Sitz dahin verlegen. Um so bequemer war es für Frau von Staël, allen ihren Berathungen zu folgen. Doch gewahrte sie bald, daß Niemand mehr frei seiner Ueberzeugung zu gehorchen vermochte, daß Jeder, mehr oder minder, dem Strome zu folgen gezwungen ward, sobald er nicht ganz darauf verzichten wollte, eine Rolle mitzuspielen.

„Man kann es nicht genug wiederholen," sagte sie zu Narbonne, „daß es für Völker wie für Individuen nur Momente des Glückes und der Macht giebt, die, einmal ungenutzt vorübergegangen, ihnen nie wiederkehren. Darum benutzen Sie den Augenblick!"

Auf diese Weise suchte sie seinen Ehrgeiz zu stacheln, damit er kräftig eingreifend wirke. Doch eben so wenig wie ihr Vater für den König Charakter haben konnte, eben so wenig konnte sie es für Narbonne.

Mit dem nahenden Winter begann der Kreislauf gewohnter Vergnügungen. Trotz allem Deficit empfingen

die Gesandten regelmäßig, Necker hatte seine Empfangstage; dazwischen fielen Diners und Concerte, und das Volk sah mit schelem Auge, daß in den Palästen immer noch der Ueberfluß herrsche. Daneben emigrirten viele. Täglich hörte man von neuen Namen, welche außerhalb Frankreichs eine Zuflucht vor dem rasenden Sturme suchten, und ihn durch ihr Entweichen erst recht heraufbeschworen. —

Indessen hatte die Geographie Frankreichs ein neues Blatt aufzuschlagen erhalten, es war zu einem einzigen Reiche vereint worden, mit einer Münze, einem Gesetze, und das ganze Volk blickte mit Entzücken auf die weiten Grenzen des nun gemeinsamen Vaterlandes. Ein großes Fest auf dem Champ de Mars sollte diese wichtige Begebenheit feiern und gleichsam wie zum Spotte, hatte der König den Herrn von Talleyrand erwählt, bei dieser Gelegenheit auf dem Altare des Vaterlandes die Oriflamme zu weihen. Frau von Staël wohnte dieser Festlichkeit bei, die sie, ihrer innern Bedeutung nach, tief ergriff. Mit thränenfeuchtem Auge überschauete sie die ungeheure Menschenmasse, welche sich jubelnd als die Söhne eines gemeinsamen Vaterlandes begrüßten. „Sie erwachen jetzt zum Bewußtsein ihrer Menschenwürde," sagte sie zu sich, „sie lernen den Sinn der großen Worte liberté, égalité verstehen." Freudetrunken, wie die Uebrigen, kehrte sie davon nach Hause zurück. —

Necker blickte indessen immer trüber in die Zukunft, seine Popularität verminderte sich mit jedem Tage, seine Gesundheit litt. Die Lage des Königs war nicht minder beklagenswerth. Trotz ihrer Vorliebe für eine Constitution, konnte Frau von Staël ihn doch nicht ohne tiefes Mitleid in dieser Abhängigkeit erblicken, und mit ihrem warmen Herzen stets bereit zu helfen, wo sie ein Leiden wußte, sann sie darauf wie man ihn frei zu machen vermöge. Sie entwarf einen Plan für seine Flucht, und ließ ihm diesen vorlegen. Doch Ludwig XVI. hegte kein Vertrauen zu dem Vorschlage einer so phantasiereichen Dame, mit deren exaltirtem Wesen er sich nie hatte befreunden können, und schob kopfschüttelnd ihren Brief bei Seite. —

Mit Bedauern sah sie sich zurückgewiesen. Nach Art der Frauen, welche stets mehr mit dem Herzen, wie mit dem Kopfe handeln, hätte sie Alles an Alles setzen können, während ein Mann nie das eigene Interesse für das des Andern aus den Augen setzt.

Die verunglückte Flucht des Königs bewies dies genugsam. —

Am 8ten September 1790 verließ Necker, begleitet von seiner Gattin und seinem Enkel, in aller Stille Paris, um nie wieder dahin zurückzukehren. Fünfzehn Monate waren verflossen, seit er seinen glänzenden Einzug gehalten,

und über seiner Thüre vom Volke eine Platte befestigt worden war, auf der die Worte standen: Necker, le ministre adoré! — Und jetzt beachtete Niemand seine Entfernung. —

Traurig und gebeugt nahm er von seiner Tochter einen langen und wehmüthigen Abschied. Es war für ihn ein Abschied vom Leben, von seinem politischen Leben, von seinen Wünschen, Hoffnungen und vor Allem von seinem Ruhme, dessen Schatten ihn jetzt verfolgte.

Frau von Staël blieb in Paris zurück. — Sie konnte den Schauplatz ihrer Hoffnungen jetzt nicht verlassen, was ihr Vater für Frankreich nicht erreicht, daran konnte sie aufbauen helfen. Necker selbst wünschte, daß sie in Paris bliebe; denn er kannte seine Tochter zu wohl, um nicht zu wissen, daß ihre fieberhafte Aufregung sie in der Einsamkeit von Coppet verzehren würde.

Die Schwestern des Königs waren, begleitet von Narbonne, nach Rom abgereist. Bei seiner Rückkehr schwang er sich mit Geschick, geleitet von Frau von Staël,* zum Kriegsminister empor. — Sie war glücklich über diesen Erfolg, den sie mitgenoß, als ob er sie selbst getroffen

* Bertrand de Moleville.

hätte. Mirabeau war gestorben, ein mächtiger Parteigänger durch ihn aus dem Wege geräumt, sie hoffte Narbonne an dessen Stelle zu setzen, und redete ihm jenen Glauben an sich selbst ein, dessen ein Mann bedarf, wenn er mächtig auf das Volk wirken und es gefügig nach seinem Willen lenken will. —

Vierzehntes Capitel.

Die Sturmglocken von Paris.

Große Charaktere sind das Product ihrer Zeit. Der Kampf für Ideen entwickelt Ideen. Nie sah man daher so viele bedeutende Männer auf einem Schauplatze, als beim Beginne der französischen Revolution.

Frau von Staël bewunderte nichts mehr, als den Geist des Menschen. Sie besaß keinen Sinn für die Natur, deren leisen Tönen ein Ohr zu leihen sie nicht verstand, sie hatte kein Auge für das Schöne, die Kunst hielt ihr weites Reich noch für sie verschlossen. Der Umgang mit geistreichen Männern gewährte ihr das einzige Vergnügen, das sie zu genießen fähig war. Wo sie ein Talent entdeckte, da huldigte sie ihm, mochte es gleich der Partei ihrer Gegner angehören.

Sie hatte bisher in und mit ihrem Vater gelebt, und seinen Ruhm zu dem ihrigen gemacht. — Seit dessen Stern

gesunken war, seit die Volksgunst ihn verlassen und er endlich Frankreich den Rücken gewendet hatte, sah sie mit Bestürzung die Abhängigkeit ihrer Lage. Ihr Geschlecht verbot ihr jede unmittelbare Theilnahme an den Begebenheiten, sie mußte unsichtbar in den Ereignissen bleiben, welche sie zu leiten wünschte. — Sie dürstete nach Ruhm, nach Beifall; und konnte Beides nur verschleiert für sich gewinnen. Sie mußte ihren Geist, ihre Thatkraft einem Manne einhauchen, und ihn mit ihrem Talente wuchern lassen. Dieses Zurücktreten kostete ihr Ueberwindung; doch bot sich ihrem Ehrgeize kein anderer Ausweg.

Sie hatte ihr fünfundzwanzigstes Jahr jetzt zurückgelegt. Voll kühner Auffassung der Zeitumstände begehrte sie, sie nach ihren Wünschen zu lenken. Zu dem Zwecke machte sie sich zum Mittelpunkte der entgegengesetzten Parteien, und versuchte es sogar, indem sie Männer der verschiedensten Ansichten zu sich einlud, eine Ausgleichung unter ihnen zu Stande zu bringen. Dies Bemühen erwies sich jedoch vergeblich. Der Strom der Begebenheiten ließ sich in seinem Laufe nicht halten.

Ihre schwarzen Augen, mit den Glutfunken in dem Augapfel, ließen durch die langen Wimpern eben so viel Stolz als Zärtlichkeit blicken.* Die Flamme, welche darin

* Lamartine.

leuchtete, begeisterte nicht allein für die Sache, welcher sie mit der Beredtsamkeit eines Mirabeau Anhänger zu gewinnen suchte; sondern auch für die junge Frau, welche mit so viel Feuer dafür sprach. — Man bewunderte sie, und der ihr gezollte Beifall that ihrem Herzen wohl. Es waren die glücklichsten Tage ihres Lebens, welche sie inmitten dieser politischen Unruhen verlebte.

Die von ihr so gewünschte Constitution war indessen vollendet, und dem nach seiner Flucht in den Tuilerien gefangen gehaltenen Könige vorgelegt worden.

Frau von Staël war mit dieser Art zu verfahren nicht einverstanden. Sie fühlte die dem Königthume angethane Schmach, und litt in tiefster Seele jede dem Königspaare zugefügte Kränkung mit. Es vermischten sich in ihr die drei Bestandtheile der Revolution; denn ihrer Stellung nach war sie Aristokratin, ihrer Geburt nach gehörte sie dem Volke an, und ihr Talent stellte sie in die Reihen der Gelehrten. — So bekämpfte denn ein Prinzip stets das andere in ihr und keinem gönnte sie den vollständigen Sieg.

Ihr Wunsch, nach dem Abgange ihres Vaters Herrn von Narbonne in das Ministerium zu bringen, war erfüllt, sie besaß durch ihn eine Stimme im Rathe, und setzte Alles an das Gelingen ihrer Pläne.

Wiederum aber erwies sich bei dieser Gelegenheit die Wahrheit ihres eigenen Wortes: man könne nicht Charakter

für Jemand haben, denn Herr von Narbonne war seiner Stellung nicht gewachsen. Von einer geistreichen Frau geleitet, wandelte er die von ihr vorgezeichnete Bahn; doch ohne innere Selbstgewißheit, und die Ueberzeugung, welche seinem Herzen fehlte, wohnte daher auch nicht auf seiner Lippe. — Er wünschte, wie Frau von Staël, daß das Gesetz Frankreich beherrsche; doch nicht auf Kosten aller bestehenden Verhältnisse, und solche Mäßigung fand nirgends mehr Anklang.

Herr von Montmorency hatte den Vorschlag gemacht, die Titel des Adels abzuschaffen. — Frau von Staël war damit nicht einverstanden. Erinnerungen lassen sich nicht auslöschen, die Verdienste seiner Vorfahren sind jedem gebildeten Menschen heilig. Sie warnte ihn vor der Nutzlosigkeit dieses Schrittes, doch vergeblich. Der Bischof von Autun trug darauf an, die Güter der Geistlichen einzuziehen; er war es auch, der sie zu weltlichen Priestern machte, und ihnen mit dem Beispiele einer Heirath voranging. Frau von Staël hatte auch daran keine Freude. Sie wünschte eine Regierung, wie England sie besaß, und nannte diese Mittel dem Zwecke nicht entsprechend. Doch das allgemeine Verlangen nach Popularität verschloß jedes Ohr vernünftiger Einsicht; man huldigte dem Geschrei einer aufgeregten Menge, welche ihre eigenen Interessen nicht verstand, und statt zu leiten, geleitet werden mußte. —

Man gab aus Feigheit und aus Selbstsucht dem unverständigen Begehren nach, in der Absicht, durch die Gunst des Volkes zu herrschen.

Herr von Staël nahm an diesen Vorgängen keinen Theil. Abgelebt und kränklich, ließ er seine junge Frau gewähren. Der Tod seines Königs rüttelte ihn endlich aus seiner Apathie auf und nöthigte ihn zu einer Reise in die Heimath. Seine Gattin begleitete ihn nicht. Frau von Staël hätte sich in dem Momente um keinen Preis aus Frankreich entfernt; dessen Geschick sie durch ihren Einfluß noch günstig zu gestalten hoffte. Sie fürchtete, daß Narbonne, ohne ihre Beihülfe, seines Postens nicht gewachsen sei, doch auch unterstützt von ihr konnte er sich nicht behaupten. Talleyrand war in England, er sollte versuchen, das Cabinet von Saint James für die französische Revolution zu interessiren; als er zurückkehrte, erfuhr er die Entlassung seines Freundes Narbonne.

„Er konnte sich nicht behaupten, weil er den Gebrauch der Sprache nicht verstand," sagte der schöne Bischof zu Frau von Staël. „Er will seine Gedanken damit ausdrücken, während die Gabe des Wortes uns verliehen ist, um sie zu verbergen."

Er tröstete sie damit nicht. Sie hatte das Organ verloren, durch das sie ihren Ehrgeiz reden lassen konnte und

blickte trostlos um sich, auf welche Weise sie nun thätig sein könne.

Narbonne war sogleich nach seiner Entlassung zu der Armee des Nordens abgereist. Seit längerer Zeit daran gewöhnt, ihn täglich zu sehen, täglich mit ihm zu berathen, wie er handeln, wie er auftreten solle, fehlte er ihr jetzt auch in ihrem häuslichen Leben. Sie entbehrte ihn und klagte sich an, ihm nicht jene Vorsicht und Klugheit gelehrt zu haben, welche sie selbst am allerwenigsten besaß.

Die Clubs, die Convente, boten ihr nur noch das halbe Interesse, seit dort keine Stimme mehr für sie redete. Traurig wanderte sie in ihren Gemächern umher und fand sie einsam. Obwohl das bewegte politische Leben sie immer noch gleich sehr anregte und ihr ganzes Interesse wach rief, so brachte es ihr kein Glück mehr, seit sie keine persönliche Rolle dabei spielen konnte.

Sie versuchte mit Herrn von Talleyrand anzuknüpfen. Doch vergebliches Bemühen! — So geistreich, liebenswürdig und bezaubernd er sich im kleinen Kreise, oder mit ihr allein, gehen ließ; so wenig entlockte sie ihm je ein Wort, das seine wahren Ansichten verrieth. „Er ist wie eine Sensitive," sagte sie einst selbst; „kaum berührt man ihn mit dem leisesten Finger, so zieht er sich behutsam in sich selbst zurück." *

* Monsieur de Talleyrand. 2. Band.

Indessen kam der Sommer 1792 heran, und mit ihm riß eine Verwirrung ein, welche den Aufenthalt in Paris gefährlich machte. Pethion und Marat begannen ihr Reich. Vor ihnen entfloh, wem es möglich war, den Boden Frankreichs zu verlassen, doch Frau von Staël blieb. So wenig diese Fortschritte der Revolution ihrem Sinne entsprachen, so konnte sie sich doch nicht von einem Schauplatze trennen, wo sie in einer ewigen Spannung und Aufregung erhalten ward.

Das gesellige Leben verlor seinen Reiz, seit ein pöbelhafter Ton sich geltend zu machen begann. Die öffentlichen Blätter athmeten einen Geist, der die in der Schule Rousseau's und Voltaire's gebildete Frau anwiderte. Sie liebte die Freiheit nicht, welche sich eines so schlechten Styles bediente. Die menschliche Sprache war, ihrer Meinung nach, nie so ausgeartet gewesen; das Heulen der wilden Thiere könnte durch solche Worte übersetzt werden, äußerte sie.

Das Jahresfest des 14. Juli sollte begangen werden. Frau von Staël, als Gesandtin einer fremden Macht, war dabei auf ihrem Platze in der Nähe der Königin, von wo sie genau beobachten konnte, welchen traurigen Eindruck diese Feierlichkeit auf die beklagenswerthe Fürstin hervorbrachte. In Thränen schwimmend, saß Marie Antoinette da, und sah ihrem Gatten zu, wie er, in seiner gepuderten Perrücke, die einzige unter all den schwarzen Köpfen, und

in seinem goldgestickten Kleide, auf den Altar des Vaterlandes stieg und zum zweiten Male eine Constitution beschwor, welche ihn auf das Schaffot bringen sollte. Das Volk sah ihn heute zum letzten Male.

Tief betrübt kehrte Frau von Staël von diesem Feste nach Hause zurück und konnte sich lange nicht von dem Eindrucke erholen, welchen die arme königliche Familie auf sie hervorgebracht hatte.

„Das kann nicht so fortgehen!" rief sie, die Hände ringend. „Man darf dies nicht dulden. Es ist grausam. Es ist Menschenmord."

Aber keiner ihrer Freunde wollte auf sie hören; keiner wollte sich an eine schon verlorene Sache wagen.

„Sie gleichen denen, welche erst Feuer an ein Haus legen und dann die Bewohner retten wollen,"* sagte ihr Talleyrand lächelnd.

„Die Antwort ist reizend," versetzte Frau von Staël; „leider aber ist der Sache nichts dadurch gewonnen."

Ihre Worte verhallten in diesem allgemeinen Sturm. — Ihr guter Wille, zu helfen und zu retten, mußte sich mit der Absicht abfinden. Der Abend des 9. August brach herein. Die achtundvierzig Sturmglocken von Paris begannen ihr düsteres, monotones Läuten, Frau von Staël

* Allonville, Memoiren.

stand mit ihren Freunden am offenen Fenster und lauschte diesem Grabesliede einer alten Monarchie, erwartungsvoll, was der kommende Morgen bringen werde. Die ganze Nacht verging in athemloser Spannung. Früh um 7 Uhr endlich mischte sich der Donner der Kanonen in der Glocken dumpfen Schall. Flüchtig eilte das Volk durch die Straßen. Von Viertelstunde zu Viertelstunde brachte man Nachricht über den Fortgang der Insurrection. Die Tuilerien waren umzingelt, die Wachen ergriffen und ermordet.

Bei dieser Nachricht befahl Frau von Staël sogleich ihren Wagen. Ihrer Freunde viele, unter ihnen Herr von Narbonne, waren dort aufgestellt, sie mußte sich nach ihrem Schicksal umsehen. Als sie an die Brücke kam, hielt man ihren Kutscher an, und machte ihn aufmerksam, daß jenseits gemordet werde. Zwei Stunden vergingen in nutzlosem Bemühen vorzudringen. Endlich wurde ihr mitgetheilt, daß ihre Freunde gerettet seien; — doch hatten sie sich verstecken müssen.

Als der Abend hereingebrochen war, schlich sie zu Fuß durch die dunkelgewordenen Straßen und suchte sie in ihren Verstecken auf. Ueberall lagerten trunkene Männer, welche, die Waffen in der Hand, irgend eine Schwelle zum Ruheorte gewählt hatten. Muthig erfüllte sie die sich gesetzte Aufgabe, das Auge oft schließend vor den Gräueln, welche ihren Weg hemmten.

Niemand war ferner noch sicher in Paris; selbst die eifrigen Vertheidiger der Constitution konnten nur Rettung in der Flucht suchen und strömten eiligst der Armee des Nordens zu. Die Truppen von Oesterreich und Preußen waren schon über die Grenzen, sowie sie Paris nahten, durfte man einer Metzelei im Großen gewärtig sein.

Herr von Narbonne und Herr von Montmorency konnten in ihrem Verstecke nicht länger mit Sicherheit bleiben; Frau von Staël ließ sie daher bei Nacht in ihr Hotel kommen, schloß sie in eines der hinteren Gemächer ein, und übernahm selbst ihre Bewachung. Der Erstere, als früherer Minister, war dem Tode verfallen, sowie man ihn entdeckte, und zitternd horchte sie auf jeden Tritt, ob nicht durch einen Verräther hierher geleitet, die Wache komme, um ihn abzuholen.

Dieser Zustand der Sorge konnte nicht dauern; die Gefahr war so dringend, daß irgend etwas gewagt werden mußte. Da erschien der Doctor Bollmann, ein ehrlicher Hannoveraner, derselbe, der später den General Lafayette aus dem österreichischen Gefängnisse befreite, und gerührt von der Angst der jungen Frau, erbot er sich, Herrn von Narbonne verkleidet und unter falschem Namen nach England zu entführen.

Sie seufzte hoch auf als sie von dieser Sorge befreit

war, und mehr noch, als sie erfuhr, daß Beide glücklich die Grenze erreicht hatten.

Jetzt fühlte sie, daß auch sie nicht länger dem Sturme hier Trotz bieten dürfe. Sie ließ sich daher Pässe nach der Schweiz ausstellen, doch konnte sie sich immer noch nicht entschließen, den Tag zu bestimmen, wo sie so vielen Freunden ein Lebewohl sagen sollte, die hier inmitten der Gefahr zurück zu lassen, ihrem Herzen weh that.

Täglich fielen jetzt Opfer, und täglich mehrte sich die Liste der Namen, über welchen das Schwert hing. Die Gefängnisse füllten sich und Frau von Staël suchte zu retten, wo sie nur konnte. Keine Stunde war ihr zu früh, kein Weg zu weit, um denen zu dienen, welche ihrer Hülfe bedurften. Einem würdigen Manne, Monsieur de Jaucourt, hatte sie so eben noch durch ihre Fürsprache bei Manuel die Freiheit verschafft; mit dieser That wollte sie schließen. Der nächste Morgen sollte ihrer Abreise bestimmt sein, und der Abbé Montesquiou, verkleidet als Domestike, wollte sich mit ihr in die Schweiz retten; vor den Barrieren war das bestimmte Rendezvous.

Da kam die Nachricht von der Einnahme von Longwy und von Verdun, und wieder ertönten diese furchtbaren Sturmglocken, deren Klang noch schauerlich in ihrer Erinnerung lebte und ganz Paris war abermals in Bewegung. Trotz dem wollte Frau von Staël ihren Wagen besteigen.

Bot ihr Hotel ihr gleich noch die beste Sicherheit, so war das Leben des Abbé gefährdet, sobald sie nicht, wie verabredet, zu ihm stieß, und dieser Grund bestimmte sie abzureisen. Damit Niemand die Gesandtin einer fremden Macht verkenne, bestellte sie eine Berline mit sechs Pferden, und ließ ihre Leute die Gala-Livree anlegen. Sie hatte sich verrechnet. Indem sie in diesem Aufzug durch die Straßen fuhr, zog sie die Aufmerksamkeit auf sich und die knallenden Postillone begegneten dem Geschrei einer Rotte Weiber, welche einen Wagen angehalten wissen wollten, welcher die Schätze der Nation hinwegführte. Dieser Lärm lockte bald eine noch größere Menge herbei, wilde Gesichter umzingelten den Wagen, man riß die Postillone von ihren Sitzen, und befahl Frau von Staël, sich in die Versammlung der Distriktsbehörde zu verfügen.

Geduldig fügte sie sich dieser Weisung.

Man klagte sie an, Verurtheilte zu entführen, und daß ihr Paß nicht in Richtigkeit sei. Allerdings fehlte ihr einer ihrer Bedienten, den sie heimlich abgesandt, dem Abbé Nachricht zu bringen. In Folge dessen sollte sie sich in das Hotel de Ville begeben, und sich dort verantworten.

Um dahin zu gelangen, mußte sie halb Paris durchkreuzen; nichts konnte fürchterlicher sein. Drei Stunden brachte man auf dem Wege zu, drei fürchterlich lange Stunden, welche die arme junge Frau in der entsetzlichsten

Angst verlebte. Bittend wandte sie sich an ihre Umgebung, flehte die Gensd'armes an, Rücksicht auf sie zu nehmen, zu bedenken, daß sie sich Mutter fühle, daß ein Sturz des Wagens ihr verderblich sein könne; doch nur Verachtung und Drohung antworteten ihr.

Auf dem Place de Grève angekommen, wuchs die Gefahr. Unter einem Dache von Piken verließ sie ihren Wagen und ging dem Hotel de Ville zu. Als sie den Sitzungssaal erreichte, fiel eine Last von ihrer Brust. Sie war der wüthenden Menge entronnen und stand dafür einem Robespierre gegenüber. Der Saal war gefüllt mit Menschen; Männer, Weiber, Kinder schrien: Vive la nation. — Frau von Staël bewunderte diese Stimmen jetzt nicht mehr. Man bot ihr einen Sitz an; sie nahm ihn an und suchte sich zu sammeln. Da fiel ihr Auge auf den Gesandten von Parma, hier angehalten wie sie, und indem sie ihn erkannte, erhob er sich und erklärte: er kenne diese Frau nicht und ihre Sache gehe ihn nichts an. Gereizt durch diese erbärmliche Feigheit, stand sie auf, um ihre Sache selbst zu führen. Da kam zum Glücke Manuel. Erstaunt, sie in solcher Lage zu treffen, trat er vor, und leistete Bürgschaft für sie; dann brachte er sie in sein Cabinet und schloß sie dort mit ihrer Kammerjungfer ein.

Sechs lange Stunden ließ er sie hier. Indessen schauete sie auf den Place de Grève hinab, wo die Mörder

mit aufgestreiften Aermeln, von Blut triefend, mit entsetzlichen Tönen die Lüfte erfüllten.

Erst als die Nacht einbrach wagte es Manuel, sie in ihr Hotel zurück zu führen. Da keine Laternen angezündet waren, konnte man sie nicht erkennen. Ein neuer Paß ward ihr ausgefertigt und von einem Gensd'armes begleitet, verließ sie am folgenden Morgen Paris und Frankreich.

Ende des zweiten Theils.

Leipzig,
Druck von Giesecke & Devrient.